2,00 DM / Band 813
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Warten auf den Todesstoß

Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250



Warten auf den Todesstoß

John Sinclair Nr. 813

von Jason Dark

erschienen am 01.02.1994

Titelbild von Arndt Drechsler

Sinclair Crew

Warten auf den Todesstoß

»Ich will hier raus! Ich will hier raus! Ich muss hier raus! Raus… raus … raus …!«

Niemand hörte die Schreie des Mädchens, niemand ahnte seine Qualen. Lorna war und blieb allein in ihrem grauenhaften Gefängnis. Eingeklemmt, festgesteckt in einem Schlund der Hölle. Irgendwann konnte sie nicht mehr schreien. Erschöpfung, Hunger und Durst übermannten sie und begleiteten sie in den Tod. Zuvor aber war noch jemand gekommen…

Sergeant Vinc Conlon kauerte in der Zimmerecke wie ein ängstliches Tier. Das Fenster war geschlossen, die Tür ebenfalls, in den Kasernenbau war die nächtliche Wochenendruhe eingekehrt, doch Vinc spürte eine hündische Angst. Mit schweißfeuchten Händen umklammerte er sein Gewehr, obwohl er tief in seinem Innern wusste, dass es ihm auch nichts mehr half.

Sein Freund war schon gestorben. Für ihn stand es fest, auch wenn dessen Leiche noch nicht gefunden worden war. Man hatte ihm keine Chance mehr gelassen, und ebenso würde es Vinc Conlon auch ergehen, wenn man ihn erwischte.

Man würde sich auf die Suche machen. Die anderen ließen sich nicht an der Nase herumführen. Sie waren stark, viel stärker als die Menschen, denn dieses Dasein hatten sie hinter sich. Schon einige Male hatte er sie gespürt. Tief in der Nacht, im grauen Blei der Dunkelheit hatte es an seinem Fenster gekratzt.

Er hatte auch die weiche Geisterstimme vernommen, dieses leise klagende Schreien, mündend in ein kicherndes Lachen.

Heute war es still.

Sehr still sogar.

Keine Kameraden, die lärmten, keine Rekruten, die in der Kaserne den Bär rausließen. Ein ruhiges Weekend stand bevor. Die meisten waren weggefahren. Wer jetzt noch in der Kaserne seinen Platz hielt, tat dies nicht freiwillig. Er hatte Dienst – bis auf Vinc Conlon.

Er traute sich einfach nicht hinaus. Innerhalb des Baus fühlte er sich geborgener, trotz der bohrenden Furcht, die in seinem Körper steckte. Wer ihn hier hocken sah, würde lachen. Er wirkte nicht wie ein Soldat, sondern wie ein Feigling.

Mit dem Rücken hatte er sich gegen die Wand gedrückt. Die Beine waren angezogen, auf den Knien hatte das Gewehr seinen Platz gefunden. Die Mündung wies nach links.

Das Fenster aber lag rechts. Er konnte es deutlich erkennen. Das hellere Grau des Vierecks und nicht weit davon entfernt die Umrisse seiner Schlafstätte, neben der auch der Spind stand. In seinem Bett würde er vorerst nicht liegen, er wollte in der Ecke warten. Wenn sie kam, dann würde sie sofort einen Blick auf das Bett werfen und es leer vorfinden. Das war wichtig.

Conlon wusste nicht, wann sie erschien. Vor Mitternacht, nach Mitternacht, bewaffnet, unbewaffnet, es war alles möglich, es konnte alles passieren. Er wusste auch nicht, wie sie sein Zimmer betreten würde, aber er wusste, dass er auf der Liste stand.

Vinc Conlon war fünfundzwanzig. Er diente gern in der Armee. Er hatte sich schnell hochgeboxt, wobei nicht einmal sein Vater, ein hoher Beamter im Verteidigungsministerium, daran »gedreht« hatte.

Vinc hatte es aus eigener Kraft geschafft. Er war auch von seinen Kameraden akzeptiert worden, was ihm gut getan hatte.

Befreundet gewesen war er mit Earl Taggert. Den aber gab es nicht mehr. Ihn hatte der Teufel geholt. Er war in dieser furchtbaren Nacht verschwunden und nicht mehr aufgetaucht. Earl war tot.

Sie hatte ihn geholt.

Sie würde auch ihn holen.

Geglaubt hatte ihm die Geschichte niemand. Für seine Vorgesetzten war Earl Taggert zu einem Deserteur geworden. Es lief eine Fahndung nach ihm, darüber konnte Vinc nur grinsen.

Auch sein Vater hatte ihm nicht so recht geglaubt, war allerdings skeptisch geworden, und Vinc hielt es für durchaus möglich, dass er die Hilfe seines alten Herrn noch einmal benötigte, falls er überlebte, denn genau das war sein Problem.

Vor dem Fenster ballte sich die Dunkelheit. Dieser Kasernenbau lag in einem Bereich, wo wenig Laternen ihre Lichter abgaben. Vinc hatte sich darüber immer gefreut, in diesem Fall tat er es nicht. Die nächsten Lichtinseln standen dort, wo sich das Magazin befand.

Dort patrouillierten auch die Wachen stets in Zweierstreifen. Der Überfall der IRA war noch allzu gut in Erinnerung.

Wie lange Conlon schon in seiner unbequemen Lage gehockt hatte, konnte er nicht sagen. Er war müde und schaffte es trotzdem nicht, den nötigen Schlaf zu finden. Sein Inneres befand sich in Aufruhr, er fühlte sich körperlich kaputt und gleichzeitig überreizt.

Seine Beine schliefen ein. Er keuchte, als er sie ausstreckte. In der Bude war es warm. Er hätte lüften müssen, wollte das Fenster jedoch nicht öffnen.

Man sollte dem Bösen keine Chance geben.

Wieder überfielen ihn die Vorwürfe. Wären er und Earl doch nicht an diesen verfluchten Ort gegangen. Gerüchte gab es ja genug, er hätte nur darauf hören müssen.

So aber musste er zahlen.

Ein Blick auf die Uhr.

Gleich Mitternacht.

Vinc Conlon kriegte eine trockene Kehle, als er daran dachte. Sein Herz schlug schneller, die Angst nahm noch mehr zu, und schlimme Gedanken bewegten sich hinter seiner Stirn. Sie formierten sich zu schrecklichen Bildern, in deren Mittelpunkt er sich selbst sah.

Fürchterliche Kräfte zerrten und rissen an ihm, sie kannten kein Pardon, sie töteten ihn auf eine schreckliche Art und Weise.

Alte Zombiefilme kamen ihm in den Sinn. Im Standortkino liefen sie hin und wieder. Da war dann zu sehen, wie sich diese Wesen auf Menschen stürzten und diese buchstäblich zerrissen.

Würde ihm das auch passieren? War es möglicherweise auch mit Earl geschehen?

Nichts hatte man von ihm gefunden, gar nichts.

Vinc spürte, wie sein Körper allmählich versteifte. Die Beine waren ihm schwer geworden, das Blut stockte. Wenn er sich schnell bewegen musste, würde er das kaum schaffen, aber es gab Momente, wo er sich einfach wehren musste.

Wenn sie kam… Sie, das Unheil!

Er hatte sie nicht gesehen, aber es gab keine andere Möglichkeit.
Das musste sie sein. Sie hatte sogar einen Namen, nur hütete er sich, ihn auszusprechen.
Es war still.
Niemand bewegte sich, auch außerhalb der Kasernenbauten. Er hörte kein Motorengeräusch, Schritte ebenfalls nicht, die Ruhe lag wie eine dicke Bleidecke über dem Gelände. Dabei war es eine wunderbare Nacht. Mondhell, weil der Erdtrabant als blasses, rundes Auge niederglotzte. Eine Nacht zum Verlieben.
Der romantische Gedanke, der Vinc trotz der Angst überkommen wollte, brach ab.
Da war etwas. Er hatte etwas gehört!
Er saß nicht steifer da als sonst. Eingefroren, wie es schien. Kälte kroch durch seine Glieder, hinter seiner Stirn tuckerte es. Plötzlich waren ihm die Augenlider schwer geworden. Wie Bleiplatten sanken sie allmählich nach unten.
Dieses Geräusch, unbekannt, er hatte es sich nicht eingebildet. Es war in seiner Nähe erklungen, allerdings nicht im Zimmer, sondern woanders. Im Gang? War sie schon draußen?
Conlon benutzte das Gewehr als Stütze, um auf die Beine zu kommen. Fast wäre er wieder zusammengesackt. Die Beine wollten sein Gewicht kaum halten. Er schlenderte einige Schritte vor und stützte sich wieder ab.
Die Tür war geschlossen.
Dahinter lag der Gang. Er unterschied sich in nichts von den anderen Fluren in den Kasernen. Von dort hatte er auch nichts gehört, das Geräusch musste eine andere Ursache gehabt haben.
Draußen?
Conlon drehte sich langsam um. Noch in der Bewegung vernahm er ein quietschendes Geräusch.
Das Fenster, das war es!
Er schaute hin.
Und er sah sie!

***

Sie stand da, und all seine schrecklichen Alpträume hatten sich erfüllt. Der Kreis des Schreckens hatte sich in diesem Augenblick geschlossen, der Schock lähmte ihn, er konnte kaum Luft holen, und sein Blick galt einzig und allein dem Fenster.
Dahinter stand es, da schwebte es.
Böse und grauenhaft, ein menschliches Gesicht und trotzdem ein Zerrbild. Ein Ballon, düster und gefährlich, mordlüstern, mit furchtbaren, dunklen Augen, um die herum Schatten lagen.
Er schluckte, er atmete, ansonsten tat er nichts. Das Gewehr war

doppelt so schwer geworden. Er glaubte nicht mehr daran, dass ihm die Waffe den nötigen Schutz geben würde, denn dieses Gesicht hinter der Scheibe war ihm über.

Dazu gehörte noch mehr.

Haare, so lang, dass sie die Schultern berührten. Sehr schwer, vergleichbar mit dicken Teerstreifen. Die Schatten selbst gaben Schatten ab, die sich auf das Gesicht gelegt hatten, deshalb wirkte es wie ein düsteres Gemälde.

Um den Hals trug sie eine breite, blaue Kette. Der Ausschnitt war sehr tief angesetzt, er ließ den Ansatz der Brüste erkennen, und der Stoff des Kleides war ebenfalls dunkel.

Sie schaute hinein, ohne sich zu bewegen. Auch Vinc Conlon rührte sich nicht. Er dachte daran, dass ihn viele ausgelacht hatten, wenn er von ihr gesprochen hatte. Jetzt wünschte er sich einen Zeugen, denn diese Person bildete er sich nicht ein.

Sie war es auch, die sich als Erste bewegte. Etwas geschah mit ihrem rechten Arm. Zuerst zuckte er nur, dann aber hob sie ihn an, weil sie Vinc etwas zeigen wollte.

Von unten nach oben schob es sich in sein Blickfeld. Es war lang, es war spitz und gleichzeitig breit.

Es war die Klinge eines Fleischermessers!

Conlons Herz schlug nicht mehr. Es klemmte ein. Er hatte das Gefühl, nur mehr eine Statue zu sein. In seinen Adern war das Blut zu Eis geworden. Etwas pochte unregelmäßig gegen sein rechtes Ohr.

Die Furcht drückte sich noch stärker hoch, das Bild hinter dem Fenster verschwamm, kam wieder zurück, warf erneut Wellen, klärte sich und blieb so, wie er es zu Beginn gesehen hatte.

Keine Einbildung, nein, das war es nicht. Diese Person hinter der Scheibe war echt. Sie bewies es auch, als sie ihre Hand mit dem Messer bewegte.

Die Spitze berührte die Scheibe. Für einen Moment blieb sie in dieser Haltung, dann zog die Person das Messer in einem langsam geführten Strich von oben nach unten.

Abermals erklang das Kratzen, und Conlon konnte erkennen, dass es nicht der Finger einer Toten war, der seinen Weg außen an der Scheibe fand. Das Messer, die Waffe, die sich mit einer spielerischen Leichtigkeit durch jeden Körper bohren würde, und bei diesem Gedanken krampfte er unwillkürlich zusammen.

Ihm wurde schlecht, der Schwindel erfasste ihn. Conlon blieb zwar auf der Stelle stehen, schwankte jedoch und spürte die zahlreichen Hämmerschläge in seinem Kopf.

Immer und immer wieder schlugen sie zu.

Mit offenem Mund holte er Luft. Der Schwächeanfall verging, er konnte sich wieder auf dieses schreckliche Bild konzentrieren. Hinter

dem Mädchen oder der jungen Frau zeichnete sich der Nachthimmel als schwarze, ölig wirkende Kulisse ab.

Hineingeschnitten stand der Vollmond.

Das runde, blassgelbe Auge, das auf die Erde niederglotzte wie ein Voyeur. Ein Kraftspender für die Wesen der Nacht, die der Finsternis ihren Tribut zollten.

Was wollten sie? Die Scheibe einschlagen, um in das Zimmer zu gelangen? Er wäre die einzige Möglichkeit gewesen, die ihr Kommen rechtfertigte.

Das tat sie nicht.

Sie blieb stehen, sie hatte das Messer wieder von der Scheibe zurückgezogen und es gegen ihren Mund gepresst. Einen Teil der Lippen verdeckte sie damit, dennoch sah Vinc Conlon, dass sie den Mund zu einem breiten, wissenden Lächeln verzogen hatte.

Mehr tat sie nicht.

Warum nicht?

Im Gehirn des Soldaten wirbelten die Gedanken wie wilde Schmetterlinge durcheinander. Er suchte nach Motiven, denn er wollte wissen, was hier ablief.

Eine Chance brauchte er, eine winzige Chance!

Das Gewehr war geladen. Er hielt es fest. Die Mündung schaute zu Boden. Er brauchte es nur in die Höhe zu reißen und auf das Fenster zu zielen. Er konnte es nicht verfehlen. Ein Schuss würde reichen.

Die Kugel jagte durch die Scheibe und hatte dann noch Kraft, auch das Gesicht zu zerschmettern.

Dieser Plan entstand in Sekundenschnelle, und er setzte ihn sofort in die Tat um.

Plötzlich reagierte Vinc Conlon wie ein Automat. Er hatte seine eigene Furcht vergessen, er wollte den Tod dieser furchtbaren Person und sie mit Kopftreffern auf dem Asphalt liegen sehen.

Vinc feuerte.

Dabei schrie er.

Das Gewehr hatte er auf Dauerfeuer gestellt. Er sah, wie die Scheibe zersplitterte und erlebte all diese Dinge wie in einem verlangsamten Tempo. Das Glas machte sich selbstständig. Es jagte in einem wahren Splitterregen dieser Person entgegen. Es hätte ihr Gesicht zerschneiden müssen, zusammen mit den Kugeln wäre von ihm so gut wie nichts mehr übrig geblieben.

Wunschtraum – Realität? Vinc wusste es nicht genau. Er ließ das Gewehr sinken. Wie viele Schüsse er abgegeben hatte, war ihm unbekannt. Errechnete allerdings mit einem Erfolg, und er sah…

Ja, was sah er?

Nichts.

Keine Scheibe mehr. Kalter Wind traf ihn, jedenfalls empfand er ihn

so. Die Person war verschwunden. Von irgendwoher hörte er Stimmen. Er befand sich nicht allein auf dem Gelände, die Schüsse waren gehört worden und hatten die Kameraden alarmiert.

Sie würden bald bei ihm sein, um nachzuschauen, und diese Zeit musste er nutzen. Es kostete Vinc schon Überwindung, auf das Fenster zuzugehen. Seine Schritte waren schleppend, die Beine zitterten, in den Kniescheiben schienen Bleiplatten zu liegen. Als er vor dem zerstörten Fenster stehen blieb, atmete er trotzdem nicht auf. Er beugte sich vor und schaute hinaus.

Sie lag nicht da.

Kein von Kugeln und Splittern zerschmetterter Körper. Dafür schimmerte das Glas auf dem Boden. Die Scherben hatten sich wie Eiskristalle verteilt.

Aus Conlons Mund drang ein jaulender Laut. Er bekam kaum mit, dass er aus dem Fenster kletterte, zu Boden sprang und das Knirschen der Glasstücke hörte.

Er suchte sie.

Schaute sich um, das Gewehr dabei im Anschlag. Ohne es zu bemerken, beleckte er seine Lippen. Sein Atem bildete vor den Lippen kleine Wolken. Es war sehr kühl geworden.

Neben dem Magazin schimmerten die Laternen. In ihrem kalten Schein bewegten sich Schatten, die mit langen Schritten auf ihn zurannten. Da war sie nicht.

Conlon schaute in die andere Richtung. Ein breiter Weg, der auch von Panzern benutzt werden konnte, führte zwischen den Bauten hindurch und endete am Tor.

Genau da sah er sie!

Sie stand dort und winkte.

Conlon brüllte wie selten in seinem Leben. Er schrie seine Wut hinaus, dann hob er sein Gewehr an und schoss wieder.

Ob er traf, wusste er nicht. Die Schüsse zerrissen die Stille der Nacht, die Kugeln prallten gegen den Boden, hinterließen zuckende, feurige Spuren. Funken wirbelten, doch das machte dieser Person nichts aus, die sogar mit dem Messer winkte.

Dann war sie weg.

Einfach so.

Conlons Arme sanken nach unten. Er konnte das Gewehr nicht mehr halten. Er prallte zu Boden, und er nahm den gleichen Weg.

Der Soldat sackte in die Knie, die Hände hielt er dabei vor sein Gesicht gepresst, als wollte er nichts anderes mehr sehen und einfach nur vergessen, was ihm widerfahren war.

Die harten Trittgeräusche der Stiefel zeigten ihm an, dass seine Kameraden auf ihn zuliefen. Er kümmerte sich nicht darum. Stimmen umschwirrten ihn, Fragen wurden gestellt, doch Conlon beantwortete

keine einzige von ihnen.
Sie schafften ihn weg.
Willig ließ er sich in die Mitte nehmen. Handschellen umschlossen seine Gelenke.
Später stellten sie ihm die Fragen. Eigentlich war es immer nur eine, die der Dienst habende Offizier beantwortet haben wollte.
»Warum haben Sie geschossen, Sergeant?«
»Sie war da!«
»Wer?«
»Die Frau!«
»Warum haben Sie geschossen?« Die Stimme des Mannes hatte sich verschärft.
»Ihretwegen!«
»Keiner sah sie.«
»Sie war aber da!«
»Unsinn, Sergeant! Ich will wissen, weshalb Sie geschossen haben. Reden Sie endlich!«
Sergeant Vinc Conlon hob den Kopf. Ihm gegenüber saß der Captain. Sein Gesicht wirkte wie eine Holzmaske, nichts, aber auch gar nichts regte sich in seinen Zügen. Selbst die Augen schienen zu Eis gefroren zu sein. Vinc war klar, dass er mit diesem Mann nicht zurechtkam. Die Fesseln scheuerten an seinen Handgelenken. Er nickte. »Also gut«, sagte er leise. »So kommen wir nicht weiter. Ich kenne meine Rechte, ich weiß, was mir zusteht, und ich möchte, dass Sie meinem Vater Bescheid geben, Captain. Er soll herkommen, bitte.«
Der Captain überlegte. Nach einer Weile nickte er. »Ich glaube kaum, dass ein General James Conlon andere Fragen stellen wird als ich. Ihr Vater wird hier erscheinen, dafür sorge ich. Bis dahin jedoch, Sergeant, unterstehen Sie meiner Kontrolle, und ich habe beschlossen, dass Sie weiterhin in Arrest bleiben.«
»Alles klar, Captain, machen Sie, was Sie wollen. Nur holen Sie meinen Vater.«
Der Captain lächelte freudlos. »Zuerst verschwindet ihr Freund Earl Taggert. Nun haben Sie durchgedreht. Beides passt mir überhaupt nicht. Wir wollen nicht ins Gerede kommen. Es wäre besser, wenn Sie Ihre Sturheit verlieren, denn es gibt gewisse Dinge, wo Ihnen selbst die besten Beziehungen nichts nutzen.«
»Holen Sie meinen Vater!«

***

Die Zelle war kahl. Es gab ein Bett, einen Schemel, eine Lampe, und das war eigentlich alles. Bis auf die Gittertür, so dass dieser Raum an die Gefängnisse erinnerte, die man im Wilden Westen auch Jail genannt hatte.

Aus Sicherheitsgründen, wie es hieß, hatte man Vinc Conlon dort eingesperrt, und es war ihm auch egal gewesen. Er wollte nur in Ruhe gelassen werden, und zwar von allen. Keiner sollte ihn besuchen, erst recht nicht die unheimliche junge Frau.

Sein Vater hatte einmal mit ihm telefoniert. Das Gespräch war nur kurz gewesen, doch es hatte sich für Vinc gelohnt. Der General würde so schnell wie möglich erscheinen, und auf ihn hatte Vinc all seine Hoffnungen gesetzt.

Sein Vater kam.

In der Zelle hatte er ziemlich lange gehockt. Beide hatten sich sehr intensiv unterhalten, und General James Conlon hatte den Worten seines Sohnes aufmerksam gelauscht. Er hatte ihn so gut wie nicht unterbrochen, und auch nach dem Gespräch zunächst keine Fragen gestellt, sondern war an das Gitter getreten und hatte in den Flur geschaut.

Vinc hockte auf dem Bett. Er sah den breiten Rücken seines Vaters und fragte sich, ob ihm dieser Mann auch Halt geben würde. Verlangen konnte er es im Prinzip nicht, denn ein General musste zwischen dienstlichen und privaten Belangen sehr genau unterscheiden.

Da spielte es auch keine Rolle, wenn der Sohn mit in den Kreislauf einbezogen wurde.

»Jetzt habe ich dir alles erzählt, Dad.«

»Ich weiß.«

»Was sagst du?«

James Conlon löste die Hände von den Gitterstäben und drehte sich sehr langsam um, damit er seinem Sohn in die Augen schauen konnte, wenn er antwortete. Der General war ein Mann, der es geschafft hatte, sich nach oben zu boxen. Man konnte ihn als einen harten Typen bezeichnen. Er war ein Asket, er lebte entsprechend, und sein ganzes Gehabe kam diesem Begriff auch gleich.

Er sah durchtrainiert aus, kein Gramm Fett, ein schmales Gesicht, in dem die Wangenknochen besonders kräftig vorsprangen, eine hohe Stirn und eine leicht gekrümmte Nase, die ihm das Aussehen eines Raubvogels verlieh. Die Augen standen eng zusammen, und die Brauen waren bei ihm schwarzgraue Striche. Schon vor Jahren hatte er an Haarausfall gelitten, jetzt war sein Kopfschmuck verschwunden. Nur mehr im Nacken wuchsen einige graue Stoppeln.

Er blickte seinen Sohn an. »Man hat dir nicht geglaubt, wie ich erfuhr.«

»Richtig.«

James Conlon nickte. »Ich denke, das hätte ich auch nicht getan, Vincent.«

»Aber Dad, ich spreche die…«

Der General hob mit einer knappen Bewegung die Hand. »Lass mich ausreden, Junge, und hör zu. Ich habe *hätte* gesagt, aber ich kenne dich, du bist mein Sohn. Ich kenne auch die Geschichte deines Freundes und Kameraden Earl Taggert.«

»Er ist nicht desertiert.«

»Das nehme ich mal hin.«

»Dad, das war die Frau.« Vinc ballte die Hände. »Ein furchtbares Geschöpf. Ich weiß nicht mal, ob sie lebt oder eine lebende Tote ist. Hier kann alles zusammenkommen, denn wir haben es mit einem schrecklichen Phänomen zu tun. Schwarze Magie, Vater. Das ist Schwarze Magie. Wir waren doch an diesem verdammten Bahnhof, wir haben ihre Schreie gehört, wir hörten ihr Lachen. Ich bin verschwunden, deshalb lebe ich noch, aber Earl hat den alten Bahnhof durchsucht. Er war schon immer mutiger als ich. Er ist nie wieder gesehen worden.«

»Man hat den Bahnhof aber nicht durchsucht?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil man davon ausging, dass Earl desertiert ist.« Mit der flachen Hand schlug Vinc auf das Bett. »Aber das stimmt nicht. Das ist nicht wahr. Earl liebte seinen Job. Er fühlte sich bei der Armee sicher und gut aufgehoben. Für mich begannen Tage und Nächte der Angst. Ich wurde zu einem anderen Menschen, ich wusste, dass diese Frau auch mich holen würde. Sie ist ja auch gekommen.«

»Aber nur du hast sie gesehen, Vinc. Das genau ist das Problem. Hätte es noch einen weiteren Zeugen gegeben, so hätten wir keine Schwierigkeiten gekriegt. So aber sieht es nicht gut aus.«

»Weißt du denn keine Lösung?«

»Ich denke nach.«

»Deshalb habe ich dich hergebeten, Dad.«

»Ich denke nach«, erwiderte der General nur. Um die Verzweiflung seines Sohnes kümmerte er sich zunächst nicht.

»Glaubst du mir denn?«

James Conlon schwieg.

Die Gefühle des Sergeants schwankten zwischen Hoffen und Bangen. Er hatte so großes Vertrauen in seinen Vater gesetzt, denn bisher hatte er immer eine Lösung gewusst. Jetzt allerdings steckte er in Schwierigkeiten, denn ein Problem wie dieses ließ sich nicht mit militärischen Mitteln lösen. Es war nicht möglich, den Bahnhof zu stürmen und ihn zu durchsuchen. Eine derartige Aktion hätte er durch nichts begründen können. Es musste also eine andere Möglichkeit geben.

»Es gab die Frau, Dad, wirklich!«

»Ja, ja, ich glaube dir.«

»Nein, das tust du nicht.«
»Wer sagt dir das?«
Vinc stand auf. »Dad, ich kenne dich. Du denkst darüber nach, wie du den Namen Conlon heil aus dieser Affäre rettest. Kein Schmutz, kein schwarzer Fleck, Dad. Das alles habe ich schon bei der Scheidung erlebt, die du ja auch problemlos über die Bühne gebracht hast. Aber das hier ist keine Scheidung, das ist auch nicht erklärbar, das ist ein tödlicher Spuk, und damit müssen wir leider leben, Vater. Oder versuchen, ihn zu stoppen.«
»Nicht ich.«
»Das dachte ich mir.«
»Es gibt vielleicht eine Lösung.«
Vinc war überrascht, seinen Vater so reden zu hören. Er lenkte ein, was bei ihm selten vorkam. Normalerweise war er es gewohnt, seinen Kopf durchzusetzen, doch hier musste auch er anderen Gesetzen gehorchen. »Wie lautet dein Vorschlag, Dad?«
»Ich werde, bevor ich fahre, jemanden anrufen. Es gibt da einen Mann in London, von dem ich gehört habe. Er heißt John Sinclair, arbeitet bei Scotland Yard und beschäftigt sich bereits seit Jahren mit Dingen, die in den unerklärlichen Bereich hineinfallen. Für uns hat er ebenfalls schon gearbeitet.«
»Sinclair…?«
»Ja.«
»Nie gehört.«
»Ist bisher auch nicht wichtig gewesen. Du wirst ihn kennen lernen, hoffe ich. Wenn er Zeit hat, wird er kommen. So lange wirst du allerdings hier in der Zelle bleiben.«
»Warum?«
»Hier bist du sicher.«
»Dad, ich…«
»Keine weiteren Erklärungsversuche mehr, ich bin gleich wieder da.«
»Ich wollte mich nur bedanken, Vater.«
General Conlon hatte die Gittertür bereits geöffnet. Er ging nicht, blieb stehen und drehte sich um. »Ach ja…?«
»Ja, bedanken. Ich hätte nicht gedacht, dass du dieses Verständnis für mich aufbringen würdest.«
Er hob die Schultern. »Manchmal denkt man eben an den Rest seiner Familie.« Nach diesen Worten verließ er hastig die Zelle, als hätte er schon zu viel gesagt.
Zurück blieb Sergeant Vinc Conlon. Er hockte sich wieder nieder und spürte die harte Sitzfläche des Schemels. Sein Zustand schwankte zwischen Hoffen und Bangen, und er drückte sich selbst die Daumen, dass sein Vater mit seinem Plan Erfolg hatte.
Die nächsten Minuten wurden zu einer Qual. Immer öfter schaute

Conlon auf die Uhr. Eine halbe Stunde verging, ohne dass sich etwas tat. Er lauschte, aber keine Geräusche hallten durch den Flur.

Das Fenster ließ den Sonnenschein des Tages hindurch. Er machte die Graue der Zelle auch kaum heller. Hier eingesperrt zu sein, war eine Strafe.

Dann hörte er etwas. Sein Vater kehrte zurück, betrat die Zelle, und Vinc schnellte hoch.

Dem General war nicht anzusehen, ob er Erfolg gehabt hatte oder nicht. In seinem Gesicht blieb alles glatt.

»Und? Hast du… hast du ihn erreicht, diesen Sinclair?«

»Das habe ich.«

»Was sagt er?«

»Ich sprach erst mit seinem Chef, Sir James Powell. Ihn konnte ich überzeugen. Das war die halbe Miete. Ich gehe davon aus, dass er seinen Mitarbeiter ebenfalls hat überzeugen können.«

»Dann kommt er?«

»Es ist so gut wie sicher.«. Obwohl damit noch keine Lösung erreicht war, stieg die Freude wild wie eine Leidenschaft in Vinc Conlon hoch. Er presste seine Hände gegen das Gesicht und stöhnte. Die Welt um ihn herum versank. Er schreckte erst auf, als ihm sein Vater über das Haar strich.

»Dad?«, flüsterte er, »das hast du… das hast du seit Jahren nicht mehr getan.«

»Ich weiß.«

»Dann ist alles klar zwischen uns?«

»Ich denke schon.«

Vinc Conlon freute sich. Für einen Moment schloss er die Augen, öffnete sie wieder, sah seinen Vater neben sich stehen und wusste, dass er keinen Traum erlebt hatte. »Was ist denn mit dir? Bleibst du hier? Wirst du diesen John Sinclair unterstützen?«

»Nein, mein Sohn, ich fahre wieder.«

»Wann?«

»Heute noch. Ich habe morgen eine wichtige Besprechung zu leiten. Du weißt selbst, wie es im ehemaligen Jugoslawien aussieht. Da sind wir alle gefordert, aber ich glaube doch, dass du mich auf dem Laufenden halten wirst.«

»Bestimmt, Dad.« Vinc stand auf. Im Gegensatz zu seinem Vater hatte er noch keine Glatze, doch sein Haar wurde mit der Zeit dünn und schütter. Es war nur eine Frage der Zeit, wann es ihm ausfiel.

»Wann könnte dieser John Sinclair hier eintreffen?«

»Morgen, denke ich.«

»Bis dahin bleibe ich in der Zelle?«

Der General lächelte. »Es ist nur zu deiner eigenen Sicherheit, mein Junge.« Nach diesen Worten verabschiedete er sich und ging aus der

Zelle.
Vinc aber stellte sich an das Fenster. Er betrachtete den blauen Himmel, den weiße Wolkenbänder verzierten. Jetzt war er froh, seinen Vater alarmiert zu haben, und noch mehr freute er sich darüber, dass der General auf seiner Seite stand. Aus London würde ein Mann kommen. Vinc Conlon hoffte, dass er den Fall lösen würde…

***

Der Besuch hatte sich doch länger hingezogen, als Conlon eigentlich vorgehabt hatte. Dieser Trip war seine Privatsache gewesen, deshalb hatte er auf einen Fahrer verzichtet und sich selbst hinter das Steuer des Aston Martin gesetzt, einen Wagen, den er liebte, obwohl er schon zwanzig Jahre alt war. Da er ihn gepflegt hatte, war das Fahrzeug in einem Topzustand. Es hatte ihn nie im Stich gelassen. Durch die Verspätung würde der General erst spät in der Nacht oder in den frühen Morgenstunden an seinem Standort eintreffen. Conlon gehörte zu den Menschen, die sehr rational dachten. Die Strecke war in einer Tour zu schaffen, doch dieses Risiko wollte er nicht eingehen. Eine kleine Pause würde ihm gut tun.
An einer Raststätte stoppte er. Als er abgebogen war, hatte er noch daran gedacht, dass sie gar nicht mal so weit von dem Ort entfernt lag, an dem Earl Taggert verschwunden war. Den alten Bahnhof konnte er leider nicht sehen, denn er lag jenseits der bläulich schimmernden Hügelkette.
Wäre die Besprechung für den anderen Tag nicht angesetzt worden, er hätte sich den Bahnhof noch angeschaut, so aber beließ er es bei einer Rast.
Der Wagen stand auf einem Seitenstreifen. Buschwerk war angepflanzt worden und präsentierte sich in einem sommerlichen Grün.
Die Menschen hatten ihre Abfälle in die Körbe gepresst, es lag nur wenig daneben, ein Zeichen, dass sich allmählich so etwas wie ein positives Umweltbewusstsein durchsetzte.
Die Raststätte selbst bestand aus einem einstöckigen Flachdachbau mit einem ziemlich weit vorgezogenen Dach. Unter ihm standen Bänke. Sie waren von pausierenden Menschen besetzt.
Der General ging hinein. In seiner Uniform fiel er auf. Er war der einzige Soldat unter all den Zivilisten. Er setzte sich an einen freien Tisch, las in der Speisekarte, entschied sich für Eier mit Speck und bestellte dazu eine Kanne Kaffee.
Dann wartete er.
Durch die Scheiben schaute er auf den Parkplatz. Seinen Wagen konnte er leider nicht sehen. Bisher war noch nicht der Versuch unternommen worden, ihn zu stehlen, vielleicht lag es an der

Außergewöhnlichkeit des Fahrzeugs oder an der eingebauten Alarmanlage.

In seiner Nähe saß eine Familie mit zwei Kindern. Die Kleinen amüsierten sich über die Uniform des Generals. Der Junge wollte unbedingt seine Mütze haben, was Conlon ablehnte.

Die Kellnerin erschien. Sie brachte nicht das Bestellte, sondern erklärte ihm, dass er am Telefon verlangt wurde.

»Ich?«

»Ja, wenn Sie General Conlon sind.«

»In der Tat.«

»Dann ist das Gespräch für Sie«, erklärte die Frau mit den roten Haaren lächelnd.

Der General stand auf. Er wunderte sich, dass ihn jemand hier anrief. Keiner wusste Bescheid, dass er in dieser Raststätte angehalten hatte, um eine Pause einzulegen.

Die Bedienung führte ihn in den Vorraum, wo zwei Telefone an der Wand hingen. An ihnen ging sie vorbei. Ein drittes befand sich in einer Zelle. Die Frau öffnete dem General sogar die Tür. »Bitte sehr.«

»Danke.« Noch immer verwirrt betrat er die Zelle und nahm den Hörer, der auf dem Apparat lag.

»Ja…«

»Da sind Sie ja endlich, General.«

»Und wer sind Sie?«

»Spielt das eine Rolle?«

Conlon wusste sofort, wer ihn da angerufen hatte. Es war eine Frau, und er musste einfach davon ausgehen, dass es diejenige Person war, die seinen Sohn hatte töten wollen. Er lauschte ihrer Stimme, weil er versuchen wollte, sie einzuordnen.

Sie hatte menschlich geklungen, trotzdem nicht normal, sondern mehr zischend, leicht bösartig und auch kratzig.

»Was wollen Sie?«

»Sie haben einen Fehler begangen, General. Sie hätten sich nicht einmischen sollen.«

»Sie wollen mir drohen?«

»Nein, Sie nur warnen.«

»Darauf pfeife ich, werte Unbekannte. Zeigen Sie sich. Seien Sie nicht feige…«

»Feige?«, wiederholte die Stimme. Ein hämisches Lachen folgte.

»Sie werden sich noch wundern, wer hier feige ist, General. Ja, Sie werden sich noch wundern.«

Nach diesen Worten legte die andere Person auf. Obwohl es seinem Ego nicht gut tat und er es nicht gern zugab, stand der General da wie vom Blitz getroffen. Er starrte den Hörer an, als wollte er ihn hypnotisieren, dann hob der die Schultern und hängte ihn wieder ein.

Mit der Schulter stieß er die Tür auf, und sein Gesicht wirkte wie in Stein gehauen. Er war ein Mensch, dem Warnungen nichts ausmachten. Locker ging er darüber hinweg, in diesem Fall aber war es anders, denn hier gab es eine andere und unheimliche Vorgeschichte. Deshalb hatte sich auch der kalte Schauer auf seinen Rücken gelegt. Den Mund hielt er fest zusammengepresst, die Stirn bildete ein Muster aus Falten, als er nachdenklich seinen Platz im Restaurant einnahm.

Zweimal musste ihn die Kellnerin ansprechen, ob sie servieren sollte. Der General nickte.

Eier und Speck wollten ihm nicht so recht schmecken. Auch der Kaffee kam ihm fade vor. Er aß und trank trotzdem, blieb dabei in Gedanken versunken und schaute sich des Öfteren um.

Diese verdammte Anruferin schien über Kräfte zu verfügen, die er nicht erklären konnte. Woher sollte sie denn wissen, dass er gerade hier einen Halt eingelegt hatte?

Stand er unter Kontrolle?

Schon zweimal hatte er sich seine nähere Umgebung sehr genau angeschaut, nur war ihm keine verdächtige Person aufgefallen. Aber wer ist normal und wer nicht?, dachte er.

Der Teller war nicht leer gegessen, die Kanne nicht leer getrunken, als er die Rechnung verlangte und zahlte. Er legte noch ein Trinkgeld hinzu, die Kellnerin verabschiedete ihn lächelnd, und Conlon war froh, das Restaurant verlassen zu können.

Die Zeit war nicht stehen geblieben. Der Tag neigte sich dem Ende entgegen. Im Osten schimmerte der Himmel in einem dunklen Violett. Von dort schob sich die Dämmerung weiter vor. Sie war wie ein breiter Schatten, der zu seiner Stimmung passte.

Der Abendwind zerrte an den Schößen der Uniformjacke. Er ging auf dem direkten Weg zu seinem Fahrzeug. Bei der Ankunft hatte daneben ein blauer Golf gestanden. Jetzt war der Wagen verschwunden. Der Wind strich durch Büsche. Die Zweige und Blätter zitterten, es roch nach einem schweren süßlichen Blütenduft.

Nichts erregte den Verdacht des Generals. Es war alles so normal, und er ging die letzten Schritte, bis er seinen Wagen erreicht hatte.

Auch er sah so normal aus, bis Conlon entdeckte, dass mit der Höhe seines Aston etwas nicht stimmte. Das Fahrzeug lag tiefer als gewöhnlich. Zwei Sekunden später bewies der General, dass er die alten Flüche aus der Rekrutenzeit nicht vergessen hatte.

Vier Reifen waren zerstochen worden!

Er schaute genauer hin und erkannte, dass sie jemand in einem Anfall von Wut regelrecht zerfetzt hatte. Da musste ein Schlitzer am Werk gewesen sein oder eine Schlitzerin, denn er konnte sich vorstellen, wer das getan hatte.

Conlon kniete und schaute unter sein Fahrzeug. Er schrak zusammen, als er die schmalen, hellen Beine sah, deren Füße in schwarzen Schuhen steckten. Das waren die Beine einer Frau.

Der Frau!

Conlon schnellte hoch. Den Fluch verbiss er sich, die Wut allerdings nicht. Sie hatte sein Gesicht hochrot werden lassen.

Über den Wagen hinweg sah er sie.

Nie zuvor hatte er die Person gesehen. Ihr Haar war schwarz, ihr Gesicht ziemlich bleich, dennoch schattig, sie trug ein dunkelblaues Kleid mit weitem Ausschnitt, doch das übersah der General ebenso wie die Halskette. Ihn interessierte einzig und allein das Fleischermesser mit der langen Klinge, deren Spitze sie gegen ihr Kinn gedrückt hatte.

Beide starrten sich an.

In beider Augen regte sich nichts. Keine Reaktion. Die Gesichter blieben glatt.

James Conlon, sonst um keine Antwort verlegen, wusste in diesem Augenblick nicht, wie er reagieren sollte. Er war ziemlich durcheinander, obwohl er sich noch gut hielt und nicht zeigte, wie nervös ihn der Anblick gemacht hatte.

Keiner sprach.

Dafür lächelte die junge Frau.

»Wer bist du?« Es fiel ihm nicht leicht, die Frage zu stellen. »Wer bist du?«

»Lorna…«

»Und weiter?«

»Löhndorf. Lorna Löhndorf… ich bin vergessen worden. Ja, ich bin die Vergessene.«

»Wer hat dich vergessen?«

»Alle.«

»Wann?«

»Vor langer Zeit.«

»Du lebst, nicht?«

Sie nickte.

»Und das Messer.«

Lorna lächelte, während der General fieberhaft überlegte, wie er ihr diese gefährliche Waffe abnehmen konnte. Sie machte nicht den Eindruck, dass sie ihm die Klinge freiwillig geben würde. So änderte er seine Taktik. Er wollte sie in Sicherheit wiegen.

»Dann bist du es also gewesen, von der mein Sohn gesprochen hat, nehme ich an?«

Wieder das Nicken.

»Du hast mich auch angerufen?«

»Ja. Ich habe Sie gewarnt. Sie hätten sich nicht reinhängen sollen. Es

geht Sie nichts an.«

»Ach – tatsächlich nicht?«

»So ist es.«

»Vinc ist mein Sohn. Ich bin froh, dass ich gekommen bin. Denn nur so kann ich ihm helfen.«

Zum ersten Mal lachte Lorna. Dann drehte sie sich mit einer tänzerisch anmutenden Bewegung herum, summte dabei eine Melodie und ging einfach fort. Sie lief auf den dichten Buschstreifen zu, als wollte sie ihn mit einem Sprung überwinden.

Nicht mit Conlon. Der General stand unter Druck. Er würde sich das nicht gefallen lassen, und er setzte sich in Bewegung, als die Person vor der natürlichen Wand stehen blieb.

»He, so einfach ist das nicht. Wir werden noch reden müssen…«

Lorna fuhr herum.

Und mit ihr das Messer.

Blitzschnell stach sie zu!

***

James Conlon konnte so leicht nichts erschüttern. Er war ein Mann, dem das Leben nichts geschenkt hatte, der sich deshalb auskannte und an Überraschungen nicht glauben wollte.

Diesmal wurde er überrascht.

Die Klinge war so fürchterlich schnell. Er konnte ihr nicht ausweichen, und er spürte, wie sich etwas in seinen Körper grub, das einen heißen Schmerz verursachte. Er taumelte zurück, blickte dabei nach unten und stellte fest, dass die Klinge wieder aus seinem Körper verschwunden war.

Sie sah anders aus. Blut klebte an ihr, sein Blut!

Schritt für Schritt ging er zurück. Er sah die junge Frau, aber ihr Körper zeigte plötzlich eine so seltsame Blässe. Er wurde durchscheinend. Der General hörte noch ein leises Lachen, dann war von Lorna Löhndorf nichts mehr zu sehen.

Der General fiel rücklings gegen seinen Wagen. Er stützte ihn ab, sonst wäre er schon gefallen. Die Hände hielt er gegen die schreckliche Wunde gepresst. Er wollte das Blut stoppen, was er nicht schaffte. Die Schmerzen erreichten ihn in immer kürzeren Wellen, sie pumpten den Lebenssaft aus ihm hervor, und so fand er seinen Weg an beiden Seiten der Hände entlang nach außen.

Dann fiel er hin.

»O Gott«, stöhnte er, »o Gott…«

Schwer schlug er auf. Die Schmerzen durchwanderten ihn, sie waren dabei, ihn zu erreichen. Er dachte an Menschen, die einen Bauchschuss erhalten hatten, so ähnlich erging es ihm auch. Er würde auf die gleiche qualvolle Art und Weise sterben.

Licht überflutete ihn. War das bereits der Gruß aus dem Totenreich?

»Jerry, da liegt einer. Der blutet, Jerry!« Die Frauenstimme kam ihm so weit entfernt vor wie ein Stern. Noch einmal hörte er sie. »Du musst was tun, Jerry, du bist Arzt, tu was…«

Ob dieser bewusste Jerry etwas tat, kriegte der General nicht mit.

Die normale Welt war für ihn bereits untergegangen…

***

Ich war in die Kaserne gefahren und hatte Vinc Conlon aus der Zelle geholt. Jetzt saßen wir beide in der Kantine, und Vinc trank Kaffee und Whisky.

»Mein Vater«, sagte er nur.

Diese beiden Worte kannte ich bereits. Immer wieder hatte er davon gesprochen, nachdem ihm die Nachricht übermittelt worden war, was mit dem Vater geschehen war.

»Ihr Vater lebt.«

Er wischte über sein Gesicht, fuhr durch seine Haare und stöhnte auf. Vinc hatte die schwere Verletzung des Vaters sehr getroffen.

Und ich hatte ihn auch nicht angelogen, der General lebte tatsächlich, aber er stand auf der Kippe.

Dass noch ein Funke Leben in ihm steckte, verdankte er einzig und allein der Tatsache, von einem Arzt gefunden worden zu sein, der ihm erste Hilfe hatte leisten können. Er lag jetzt auf der Intensivstation eines Krankenhauses, wo die Ärzte um sein Leben kämpften und hofften, es retten zu können.

»Ich hätte ihn da nicht mit hineinziehen sollen. Ich trage die Schuld.«

»Tun Sie nicht«, sagte ich.

»Wie können Sie so daherreden?«

Ich schwieg. Vinc Conlon war einfach überlastet. Seine Nerven spielten nicht mehr mit. Er gehörte zu den Menschen, die gewisse Dinge nicht einfach wegsteckten, sondern auch ein Verantwortungsgefühl in sich trugen.

Conlon war fünfundzwanzig, sah aber wesentlich älter aus. Es mochte an seinem dünnen Haar liegen, den Ringen unter den Augen und der ungesunden Gesichtsfarbe. Außerdem war er erkältet, schnauzte sich sehr oft und zuckte zudem bei jedem Telefontuten zusammen, weil er damit rechnete, dass der Anruf für ihn war und er Neuigkeiten über seinen schwer verletzten Vater erfuhr.

»Können wir jetzt reden, Vinc?«

Seine müden Augen schauten mich an. »Ja, deshalb sitze ich ja bei Ihnen.«

»Whisky wird nicht mehr getrunken.«

»Schon okay«, sagte er.

Conlon hatte dunkle Augen, die ständig in Bewegung waren, ebenso

wie seine Hände. Die Uniform hatte er ausgezogen. Er trug Jeans, ein pflaumen-blaues Hemd und hatte die dünne Jacke über die Lehne eines Stuhls gehängt.

»Sie sind also zu diesem verlassenen Bahnhof gegangen. Sie und Ihr Kamerad Taggert?«

»Klar, das wissen Sie doch. Bowes Station, der alte Bahnhof. Sehr einsam, obwohl die A66 nicht weit entfernt vorbeiführt. Es ist kein Ort, zu dem man gern geht. Die Gleise führen tief in das Moorland von Cumbria hinein. Der Bahnhof wurde im Jahre 1962 offiziell geschlossen. Hundert Jahre war er in Betrieb, dann hat er sich nicht mehr rentiert. Er steht leer, aber man redet über ihn. Ich habe Ihnen doch gesagt, dass es dort spukt, und das wollten Earl und ich herausfinden. Wir sind hingegangen, wir hörten das Jammern, Singen und, Schreien. Das… das war schlimm, aber Earl hat sich nicht beeindrucken lassen. Er ist in den Bahnhof hineingegangen, um sich umzuschauen.«

»Er kam nicht wieder zurück.«

»So ist es.«

»Haben Sie nach ihm gesucht?«

Vinc Conlon trank einen Schluck Kaffee. »Ja, doch ich habe ihn nicht gefunden. Ich war auch zu feige, in jeden Winkel zu schauen. Ich habe ihn noch schreien hören, und diesen Schrei kann ich nicht vergessen, glauben Sie mir, Mister Sinclair.« Mit einem Tuch wischte er den Schweiß von seiner Stirn.

»Verfolgt er Sie im Traum?«

»Auch – nein«, er schüttelte den Kopf. »Jetzt nicht mehr. Der Schrei war eben anders, verstehen Sie?«

»Wie denn?«

»Als wäre er in einer gewissen Entfernung erklungen. Sehr weit weg. Im Nirgendwo möglicherweise.«

Ich überlegte einen Moment. »Können Sie sich da etwas klarer ausdrücken?«

»Kaum.«

»Versuchen Sie es.«

Conlon rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. Seine anderen Kameraden, die in die Kantine kamen oder diese verließen, sah er nicht, obwohl jeder ihm zumindest einen Blick zuwarf, denn was geschehen war, hatte sich blitzschnell herumgesprochen. Mit den Fingerspitzen zeichnete er Figuren auf die Tischplatte und sagte dann: »Nun ja, es ist schwer, einen Vergleich zu finden. Wäre ich Schriftsteller, hätte ich damit keine Probleme. Ich will es mal so sagen. Der Schrei hörte sich an, als wäre Earl in einen Tunnel hineingezogen worden. Er blieb sehr laut, doch er entfernte sich von mir. Ich… ich hatte den Eindruck, als wäre jemand da gewesen, der

meinen Freund ins Jenseits geholt hat. Man spricht ja immer von einem Tunnel, denke ich.«

»Wieso?«

»Ich habe mal Berichte von Leuten gelesen, die klinisch tot gewesen sind. Da wurde immer von einem Tunnel gesprochen, den sie durchwandert haben. Am Ende sahen sie dann Licht. Bei Earl hat es sich ebenso angehört, als wäre er in einen Tunnel hineingedrückt worden.« Conlon beugte sich vor. »Alle können sagen, was sie wollen. Sie können mich auch für einen Spinner halten, für mich ist der Bahnhof nicht stillgelegt worden. Man hat ihn nur verändert.«

»Wozu?«

»Er ist eine Zwischenstation.«

»Ach.«

»Ja, eine Station, die ihren Ursprung im Diesseits hat und dann ins Jenseits hineinführt. Sie ist der Tunnel, sie ist… meine Güte, ich kenne mich damit nicht aus! Der Fachmann sind Sie, Mister Sinclair. Gibt es denn so etwas wirklich?«

»Das ist schwer zu sagen.«

Vinc Conlon schüttelte den Kopf. »Meine Frage war auch ziemlich dumm. Wir werden ja mehr sehen, wenn wir dort sind. Da treffen wir dann auch diese Frau.«

»Sie heißt Lorna Löhndorf.«

»Woher wissen Sie das?«

Ich musste lachen, als ich das überraschte Gesicht sah. »Ihr Vater hat in seinen kurzen Wachphasen davon gesprochen. Die Erinnerung an den Angriff muss sehr stark gewesen sein.«

Vinc Conlon wiederholte den Namen flüsternd, wobei er einer Fliege nachschaute, die ihre Runden über seinem Whiskyglas drehte. »Nein«, murmelte er, »diesen Namen habe ich noch nie gehört. Lorna Löhndorf ist mir unbekannt.«

»Aber Sie wussten, dass Sie verfolgt wurden.«

»Ja, nach dem Schrei habe ich sie doch gesehen und bin gleich losgerannt.«

Er hob die Schultern. »Klar, das war nicht heldenhaft, aber was hätte ich denn tun sollen?«

»Es war gut so.«

Die Antwort machte ihn verlegen und erstaunte ihn. »Das sagen Sie mir als Polizist.«

»Gerade weil ich Polizist bin, Mister Conlon. Hätten Sie den Bahnhof betreten, wären Sie möglicherweise ebenso verschwunden wie Ihr Kamerad.«

Er nickte. »Man sollte mich ja ausschalten, deshalb hat man mich auch verfolgt.«

»Genau. Nur scheint diese Person außerhalb ihres Wirkungskreises

nicht mehr diese Macht zu besitzen. Oder Sie haben sie erschreckt, als sie mehrmals auf sie schossen.«

»Das wird es wohl gewesen sein. Für mich ist sie nicht nur eine Mörderin, Mister Sinclair, für mich ist sie mehr, viel mehr. Sie ist ein übergeordnetes, übersinnliches Wesen, ein Geist, der aussieht wie ein Mensch, eine, die aus dem Reich der Töten zurückkehrte. Sie sieht auch so unmodern aus, wenn ich das mal sagen darf. Ältlich, obwohl sie jung ist.«

»Es kann daran liegen, dass sie schon lange tot ist.«

»Möglich.«

Es gibt Dinge, über die sollte man nicht länger diskutieren, weil es keinen Sinn hätte. Wer immer hier auch spukte, es war ein Fall für mich geworden, und Sir James, mein Chef, hatte mich nicht lange zu bitten brauchen, ihn zu übernehmen.

Die Aibon-Amazone hatten mein Freund Suko und ich überstanden. Er war in London geblieben, um dort die Stellung zu halten.

Für diese Sache reichte eine Person.

Eine genaue Beschreibung der Frau hatte ich von Conlon erhalten.

Natürlich hatte auch ich Überlegungen angestellt, um welche Kräfte es sich hier handeln konnte, doch ich hütete mich davor, schon jetzt Schlussfolgerungen zu ziehen und Lösungen anzubieten, die sich im Nachhinein als falsch herausstellten, obwohl Vinc Conlon danach lechzte.

»Tja«, sagte ich und nickte ihm zu. »Dann werden wir uns mal auf den Weg machen.«

»Okay.«

Zugleich standen wir auf. Vinc zitterte leicht. Ich sah es, als er den Stuhl wieder an seinen alten Platz schob. In der Kantine schaute er sich um, als hätte er sie zum letzten Mal betreten. Er sah die kahlen Wände, die ebenfalls kahlen Decken und schaute durch die großen Fenster gegen die Mauern der Kasernenbauten.

Bezahlt hatten wir bereits und verließen unter zahlreichen Blicken den Raum.

Als wir in meinem Rover saßen und Vinc Conlon das Telefon sah, bat er mich darum, telefonieren zu dürfen.

»Die Nummer des Krankenhauses kennen Sie?«

»Ja, Sir.«

»Bitte. Soll ich Sie allein lassen?«

»Nein, bleiben Sie ruhig hier.« Er war wahrscheinlich froh, jemand bei sich zu haben. Noch immer wusste niemand, ob die Ärzte und die moderne Medizin den General retten konnten.

Die Verbindung kam zustande, und Conlon verlangte die entsprechende Station.

Es meldete sich eine Schwester. Als sie den Namen Conlon hörte,

wurde sie still.

»Was ist mit meinem Vater?« flüsterte Vinc. Eine Hand lag zur Faust geballt auf seinem Oberschenkel.

»Unverändert.«

»Lebt er?«

»Ja.«

»Und sonst?«

»Er hat viel Blut verloren, Mister Conlon, das wissen Sie ja. Es hat wirklich keinen Sinn, wenn Sie immer anrufen. Wenn er die nächste Nacht übersteht, dann ist die Hoffnung größer geworden. Erkundigen Sie sich morgen Früh noch einmal.«

»Ja, danke, das mache ich.« Er legte auf, schaute mich an und hatte Mühe, die Tränen zu unterdrücken.

»Sergeant«, sagte ich bewusst forsch.

»Reißen Sie sich zusammen. So schlecht klang die Nachricht nicht.«

»Das sagen Sie nur…«

»Nein, nein, denn wenn die Ärzte keine Hoffnung gehabt hätten, wären Sie gebeten worden, telefonisch erreichbar zu sein. So aber hat man Ihnen gesagt, dass Sie es morgen Früh noch einmal versuchen sollen. Ich sehe da einen lichten Streifen am Horizont.«

Vinc überlegte, dann lachte er. »Ja, verdammt, das ist es. Sie haben Recht, Mister Sinclair.«

»Meine ich doch. Sollen wir fahren?«

»Sofort, Sir!«

***

Gegensätze gibt es, die glaubt man erst dann, wenn man sie mit eigenen Augen sieht und auch vergleichen kann.

So war es auch in unserem Fall.

Auf der einen Seite die stark befahrene A 66, auf der anderen die Einsamkeit der Moorlandschaft Cumbrias. Es war, als hätte hier eine moderne Welt die alte einfach durchschnitten, ohne dass es der anderen gelungen war, aufzuschreien. Ob die Menschen, die in ihren Fahrzeugen durch die Landschaft rasten, überhaupt wussten, dass es diesen alten Bahnhof gab? Ich glaube es nicht. Ich selbst hatte es bis vor einem Tag auch nicht gewusst, selbst die Bahnlinie war mir kein Begriff gewesen, und dass sie stillgelegt worden war, erst recht nicht. Jedenfalls mussten wir von der A 66 ab, und da war mir Vinc Conlon schon ein guter Führer, denn hier kannte er sich aus.

Die Gegend war einfach vergessen worden. Es gab keinen Ort in der Nähe. Bewohnt waren nur die Kasernen von Catterick, ansonsten hatte der fremde Besucher den Eindruck, sich in einer ebenfalls fremden oder sogar anderen Welt herumzutreiben, denn kein Haus und keine noch so kleine Ansiedlung diente ihm als Orientierung.

Straßen waren trotzdem vorhanden, bessere Feldwege, die an vielen Stellen von Wildkräutern und Moosen begrünt worden waren.

Flaches Land, weite Sumpfgebiete, jetzt in voller Blüte stehend, ein Dorado für Insekten und anderes Kleingetier.

Und es wehte ein herrlicher Wind, der nach den letzten schwülen Tagen eine wunderbare Kühle brachte. Er fegte auch durch meinen Rover, denn ich hatte die hinteren Scheiben nach unten gefahren.

Manchmal schaute ich meinen Nebenmann an. Vinc Conlon saß neben mir wie jemand, der in ein Gebet vertieft ist. Ich konnte mir vorstellen, welche Gedanken seinen Kopf durchwehten. Wahrscheinlich gab er sich seinen Erinnerungen hin, die ihn forttrugen in eine für ihn nicht sehr freudige Vergangenheit. Hin und wieder bewegte er seine Augen, um die Blicke schweifen zu lassen.

Es gab hier keine hohen Bäume. Niedrige Hölzer, viel Buschwerk, auch hohes Gras und eine Böschung, die wie ein kleiner Wall vor unserem Wagen auftauchte.

Ich fuhr unwillkürlich langsamer, denn überqueren konnte ich sie nicht. Ich musste an ihr entlangfahren und wusste nicht, ob ich mich nach links oder rechts wenden sollte.

»Dort ist die Bahntrasse«, erklärte Conlon. Er deutete auf die Böschung.

»Dachte ich mir. Wohin jetzt?«

»Nach links. Der Weg macht gleich einen Knick.«

»Und dann?«

»Werden wir den alten Bahnhof bald sehen. Bowers Station ist wirklich einen Besuch wert, das können Sie mir glauben. Zwar steht der Bahnhof schon seit über dreißig Jahren leer, aber man hat nichts abgerissen. Es ist alles noch so wie früher.«

»Nur die Sandwiches im Schnellimbiss sind wohl etwas trocken geworden.«

»Ich habe sie noch nicht probiert, Mister Sinclair.«

Wenn ich nach rechts schaute, sah ich hin und wieder das Gleis. Es war von Grünzeug überwuchert, doch nicht zurückgebaut worden.

Vielleicht bestand irgendwann mal wieder eine Nachfrage nach Zugverkehr auf dieser Strecke.

Der Himmel hatte sich zugezogen. Schroffe, schiefergraue Wolken wanderten über ihn hinweg. Ich war froh, dass es nicht regnete, nur die Kühle war glücklicherweise geblieben.

Die Sicht konnte ich als gut bis ausgezeichnet ansehen, und tatsächlich erschien links vor uns ein anderes Gebilde.

Ich sah ein spitzes Dach, und mir fiel besonders der schmale, aber sehr breite Kamin auf, der wie ein Wächter auf dem Dach stand, als wollte er den damaligen Lokführern zeigen, wohin die Reise ging.

Auch Conlon hatte das Gebäude gesehen. Er nickte zweimal, als

wollte er sich selbst bestätigen und erklärte mir, dass ich Acht geben musste, denn bald würde an der rechten Seite ein Übergang auftauchen, der uns auf die andere Seite brachte.

»Warum müssen wir dorthin?«

»Das ist die Vorderfront.«

»Aha.«

Der Übergang erschien. Eine sanfte Steigung folgte, für den Rover kein Problem.

Jetzt erst sah ich, dass zwei Gleise die Landschaft zerschnitten.

Und ein drittes zweigte zu einem Gebäude ab, wo ein verrosteter Prellbock aus einem Gebüsch lugte.

Wir holperten über die Schwellen hinweg. Ich musste mich auf das Fahren konzentrieren und konnte deshalb noch keinen ersten Eindruck von diesem Bahnhof gewinnen. Auf der anderen Seite ließ ich das Fahrzeug ausrollen. Dazu eignete sich ein freier Platz. Als ich den Motor abstellte, blieb ich noch hinter dem Lenkrad sitzen und schüttelte den Kopf. »Es ist kaum zu glauben.«

»Was, Mister Sinclair?«

»Dass es hier einen Bahnhof gibt, ohne dass sich gleichzeitig ein Ort in der Nähe befindet. Kein Dorf, keine Stadt, einfach nichts. Es ist schon außergewöhnlich und auch ungewöhnlich. War das eigentlich immer so? Wenn ja, für wen ist der Bahnhof dann gebaut worden?«

»Für uns.«

»Militär?«

»Ja.«

Ich hob die Augenbrauen. »Gibt es nur den Standort Catterick hier?«

»Ja.«

»Ein ziemlich großer. Aufwand für einen Standort.«

»Ich weiß nicht, ob es immer so gewesen ist. Der Bahnhof war schon hundert Jahre alt, als man ihn stilllegte. Ich kenne mich nicht in der Geschichte aus, denke aber, dass es früher hier einen Ort gegeben hat, der dann dem Sumpf hatte weichen müssen.«

»Genau wissen Sie das nicht?«

»Man redete davon. Hier hat man Holz und Torf produziert, bis es sich nicht mehr lohnte. Außerdem wollte niemand ans Ende der Welt ziehen. So ist dann einzig und allein der Bahnhof geblieben, der vom Militär genutzt wurde.«

»Danke für die Aufklärung.«

»Das war doch nichts.«

»Manchmal sind Details wichtig«, sagte ich und schlug die Wagentür zu. Es roch hier anders, nach Sumpf. Ich schaute mir nicht das Stationsgebäude an, sondern ließ meine Blicke über eine grün-braune Fläche schweifen.

Mein Begleiter stand da wie ein Zinnsoldat, und ich konnte auch den

Schauer auf seiner Gesichtshaut erkennen. Er wirkte wie jemand, den schlimme Erinnerungen überfallen hatten. Das Verschwinden seines Kameraden Earl Taggert war ihm an die Nieren gegangen.

Ich stellte keine Fragen, sondern ließ nun die Station auf mich einwirken. Dieses Gemäuer hatte den Unbilden der Natur größtenteils standgehalten.

Die sehr breiten und wuchtigen Ziegelsteine malten sich noch immer ab, auch wenn sich in den Mörtelfugen Moos und andere Gewächse ausgebreitet hatten. Aus den Lücken schauten kleine Zweige mit grünen Blättern hervor, die Schienen verschwanden zumeist im hohen Gras, und ich musste die Beine schon sehr hoch heben, um nicht ins Stolpern zu geraten. Ein weiterer Schritt brachte mich auf den Bahnsteig.

Dort blieb ich stehen.

Conlon folgte mir. »Den Weg sind Earl und ich auch gegangen.«

Ich nickte nur und legte den Kopf zurück. Über mir sah ich ein Dach, das von mehreren Pfosten gestützt wurde. Das Dach zeigte Lücken. Alte Pfannen waren herabgerutscht und auf dem Boden zersplittert. Schiefes Holzgebälk hing herab wie angefaulte Finger.

Durch die Lücken konnte ich den Himmel erkennen, dessen blaue Färbung allmählich schwand. Der aus Westen kommende Wind brachte nicht nur den Sumpfgeruch mit, er fuhr auch gegen lose Bretter oder drang in Lücken ein, um so die unterschiedlichsten Laute zu erzeugen.

Von den Fenstern hatten nur die Rahmen überlebt. Laternen standen ebenfalls dort und das Gerüst einer alten Uhr. In dem Gebäude selbst herrschte Dunkelheit.

»Wie finden Sie die Station, Mister Sinclair?«

»Nicht eben einladend.«

»Stimmt.«

»Dann wundert es mich, dass der Bahnhof auf Sie eine derartig große Anziehungskraft ausgeübt hat.«

Conlon hob die Schultern und suchte nach einer Antwort. »Es ist im Nachhinein schwer zu sagen, aber die alten Geschichten und Legenden haben sich schon immer um diese verlassene Station gerankt. Die Soldaten erzählten sich die blutrünstigsten Geschichten. Hier hat es Morde und Kämpfe gegeben. Hier hat man Tote verscharrt, hier gab es regelrechte Kriege, aber das ist alles eine Sage.«

»Bis auf die junge Frau.«

»Ja, Lorna.«

»Was erzählt man sich denn von ihr?«

»Eigentlich gar nichts.«

Ich schoss einen Stein zur Seite und lauschte seinem Ticken. Es klang laut in der Stille, und ich hatte immer mehr den Eindruck, unter

einem Vorhang aus Blei zu stehen. »Wirklich nichts?«
»Man hörte ihre Schreie, Mister Sinclair.«
»Wie Earl.«
»Ja.«
»Wohin ist er gegangen? Hat er diesen Eingang hier benutzt?«
Conlon schauderte zusammen und nickte.
»Kommen Sie«, sagte ich und ging vor.
Der Sergeant zögerte noch. Er war doch blass geworden. Bei jedem fremden Geräusch – davon gab es einige – schreckte er zusammen, um danach den Kopf zu schütteln, wahrscheinlich ärgerte er sich über sich selbst.
Es gab keine Tür mehr. Sie war entweder verfault, oder man hatte sie herausgerissen. Die Angeln waren noch vorhanden. Verrostet und mit einem leichten Grünschimmer bedeckt.
Ich schaute mich um.
Eine hohe, sehr schmutzige Decke verschwamm im Dunkeln. Das Innere der Station hatte hier nicht nur als Schalterhalle gedient. Es war gleichzeitig so etwas wie ein Warteraum gewesen. Die alten runden Tische standen noch auf ihren Plätzen. Auch Hocker waren vorhanden. An einer Wand lehnten mehrere zusammengeklappte Eisenstühle.
»Sieht so aus, als hätte hier seit mehr als dreißig Jahren niemand mehr…«
»Moment, Mister Sinclair. So ist das ja nicht.«
»Wie dann?«
»Es gab immer wieder Feten!«
»Hier in der alten Station?«
»Sicher.«
Ich pfiff durch die Zähne. »Interessant. Darf ich fragen, wer hier gefeiert hat?«
»Wir.«
»Soldaten also.«
Er nickte. »Es gab mal eine Zeit, da galt es als schick, hier eine Fete zu feiern oder ein Besäufnis zu veranstalten. War so etwas wie eine Mutprobe, wenn man bis zum frühen Morgen durchsoff, denke ich mir. Nun ja, daran haben sich eben einige gehalten.« Er grinste breit.
»Ich war einmal dabei. Ist schon drei Jahre her.«
»Passiert ist dabei nichts?«
»Nicht direkt.«
»Aha.«
»Mal ein Unglück. Da kam ein Soldat um.«
»Wie geschah das?«
»Es gibt hier einen Kamin. Der Mann stand darunter und hat in die Höhe geschaut. Er hat dann hineingebrüllt, und seine Stimme dröhnte

durch die Öffnung. Wenig später war er tot.«
»Er hat sich nicht totgebrüllt, denke ich.«
»Nein, er wurde erschlagen.«
»Durch wen oder was?«
»Aus dem Kamin. Mehr weiß ich auch nicht.«
»Wurde dieser Tod als natürlich eingestuft?«
»Sicher.«
Allmählich verglich ich den Bahnhof mit einer Zwiebel. Eine Haut nach der anderen schälte ich ab, und irgendwann einmal würde ich das wahre Gesicht des Bahnhofs zu sehen bekommen.
Hoffentlich entpuppte es sich nicht als Horrorfratze.
Mich interessierte natürlich der Kamin. Von den misstrauischen Blicken des Sergeants begleitet, ging ich hin. Mir war er schon von außen aufgefallen. Zumindest gehörte er zu den besonderen Kaminen. Er war sehr breit und verjüngte sich nach oben hin wie ein auf dem Kopf stehender Trichter. Die Feuerstelle war ebenfalls vorhanden. Ein Gitter rahmte sie ein, ansonsten lagen noch Kohlen- und Holzstücke in einer Mulde.
Ich war unter dem Kamin stehen geblieben. Die breite Öffnung wirkte wie ein übergroßer Hut, der mir nicht passte. Vinc Conlon hatte sich abseits aufgebaut und wartete ab.
Ich deutete in die Höhe. »Aus diesem Trichter rutschte der Stein, der Ihren Kameraden erschlug?«
»Richtig.«
Ich wollte mehr sehen, als nur einen dunklen Schlund über mir.
Dabei hatte ich einfach ein Gefühl, dass mir dieser Kamin mehr bieten würde, als ich bisher zu Gesicht bekommen hatte. Die kleine Lampe trug ich immer bei mir.
Corilon schaute mir zu, als ich sie hervorholte. Er warnte mich nicht, er sagte kein Wort, kam nur einen Schritt näher heran und ließ mich in den Kamin hineinleuchten.
Scharf stach der Strahl in die Höhe. Die Dunkelheit wirkte wie mit einem hellen Messer zerschnitten.
Gab es ein Ziel?
In diesem Augenblick konnte ich an keine Antwort mehr denken.
Plötzlich brandete die Hölle auf. Über mir hörte ich ein gewaltiges Getöse, und dann fielen die Monstren wie Lappen auf mich herab…

***

Ich wusste nicht, weshalb der Sergeant schrie, ich hätte mehr Gründe dafür gehabt, denn der Überfall hatte mich überrascht. Blutgierige Bestien waren den Kamin hinabgerutscht, sie schwappten wie eine Welle über mich hinweg, sie flatterten mit ihren Flügeln, sie steckten voller Hektik, und sie wollten zubeißen.

Die eine oder andere Fledermaus mochte es auch schaffen, die meisten wehrte ich ab. Mit Dreschflegel-Armen schlug ich nach ihnen, verschaffte mir etwas Luft. Die übrigen flatterten blutgierig durch den Raum. Wir hatten sie wohl aufgeschreckt, sie suchten nach einem neuen Platz und Ruhe.

Ich hatte mich geduckt. Mit zwei, drei Schritten erreichte ich die Seitenwand, den Kopf durch meine darüber gelegten Arme geschützt. Vinc Conlon hatte den alten Bahnhof bereits verlassen. Ich hörte ihn draußen schreien, wusste aber nicht, ob er von den blutgierigen Lappenfliegern verfolgt wurde.

Sie zuckten vor mir hin und her – und sie griffen an.

Sie waren bösartig.

Ich hatte plötzlich alle Hände voll zu tun, um mich ihrer zu erwehren. Immer wieder schlug ich sie, dann wurden sie auch zu Boden geschleudert, aber sie kamen schnell wieder hoch. So musste ich sie schon zertreten oder zerstampfen, wenn ich sie los sein wollte. Es waren kleine Killer mit spitzen Zähnen, eigentlich harmlos, wenn sie in Ruhe gelassen wurden. Ich musste sie aggressiv gemacht haben, denn sie ließen einfach nicht von mir ab. So viele konnte ich nicht zertreten, einige Bisswunden hatten sie mir schon zugefügt, und ich entschloss mich zu einem geordneten Rückzug. Es war eigentlich eine Flucht.

Sie flatterten hinter mir her ins Freie, hatten dort mehr Platz und ließen auch von mir ab, denn sie hatten ein neues Ziel gefunden. Der Reihe nach verschwanden sie im Kamin.

Ich ließ die Arme sinken und schaute mich um. Keine Fledermaus war mehr zu sehen, jedenfalls keine lebende. Dann schaute ich mich an. Ich sah ziemlich ramponiert aus. Die Fledermäuse hatten meine Kleidung zerfetzt, aber damit konnte ich leben. Auch mit den Kratzern an den Handgelenken. Die beiden im Nacken waren ebenfalls nicht weiter tragisch.

Außerdem hatte ich sie aufgeschreckt, da suchten sie schon nach einem Sündenbock.

Wenn das Horror war, dann blieb mir nur übrig, darüber zu lächeln, aber es war der Anfang, das wusste ich genau. Ich hörte einen Ruf und drehte mich um.

Vinc Conlon stand auf den Schienen und winkte mir zu. Er hatte eine ziemlich weite Strecke zwischen die angreifenden Fledermäuse und sich gebracht. Jetzt traute er sich wieder näher und winkte dabei mit beiden Händen.

Ich wartete auf ihn auf dem ehemaligen Gehsteig. Sein Gesicht zeigte keine Begeisterung, als er neben mir stehen blieb. Er hatte eher ein schlechtes Gewissen.

»Das wusste ich nicht, Mister Sinclair. Ich konnte nicht ahnen, dass

diese Fledermäuse plötzlich…«

»Schon gut.« Ich grinste locker. »Mir ist ja kein Stein auf den Kopf gefallen.«

»Das nicht, aber…«

»Sie brauchen sich wirklich keine Gedanken zu machen, mein Lieber. Fledermäuse sind gar nicht so selten, wie man annimmt. Sie leben noch überall, und dieser Kamin war ideal für sie. Beim nächsten Mal werde ich besser Acht geben.«

»Was haben Sie denn vor, Mister Sinclair?«

Ich schaute ihn verblüfft an. »Wissen Sie das nicht, Mister Conlon?«

»Nein – woher?«

»Wir werden uns um gewisse Dinge kümmern, und an erster Stelle steht noch nicht die Frau mit dem Messer, sondern Ihr verschwundener Freund Earl Taggert.«

»Der ist tot.«

»Und seine Leiche?«

Conlon blickte sich um, als würde sie in der Nähe liegen. Dann hob er die Schultern.

»Eben, mein Lieber. Wir beide werden versuchen, die Leiche zu finden.«

»Hier?«

»Ja.«

Der Sergeant schüttelte den Kopf. »Nein, ich denke nicht, dass er sich hier befindet.«

»Sie gehen doch davon aus, dass man ihn ermordet hat.«

»Ja.«

»Sie haben ihn schreien hören – oder?«

»Ich weiß nicht genau, was das war. Das können seine Schreie gewesen sein, aber auch die der Frau. Meine Erinnerung…«

»… müssen wir auffrischen.«

»Und wo?«

Ich deutete auf das alte Stationsgebäude. »Wir stehen erst am Beginn, mein Lieber. Noch ist es so hell, dass wir den Bau ohne fremde Lichtquellen durchsuchen können. Kommen Sie, wir fangen an. Vier Augen sehen mehr als zwei.«

Begeistert war der Sergeant von meinem Vorschlag nicht. Er schlich neben mir her, als würde er jeden Moment eine Tracht Prügel erwarten. Ich war ebenfalls vorsichtig und blickte auch zurück, bevor ich das Gebäude betrat.

Nichts war zu sehen. Die Einsamkeit lag wie ein großes unsichtbares Tuch über dem Gelände. In der Ferne bildete sich der erste Dunst. Da krochen die feinen Wolken und Schleier wie Totengewänder aus dem Moor und würden irgendwann weitergetrieben.

Wir standen wieder zusammen. Conlon deutete auf die dunklen

Körper der toten Fledermäuse. Ich hatte sie hart erwischt und auch zertrampelt. Wie flache Ölflecken lagen die Dinger verstreut. »Da haben Sie ja aufgeräumt, Mister Sinclair.«

»Es hätten noch mehr werden können.«

»Ja, ich weiß, aber ich war eben zu feige und bin verschwunden. Das tut kein Soldat.«

»So habe ich das nicht gemeint. Vielleicht haben Sie schon mehr Mut bewiesen, als viele andere es in Ihrer Lage getan hätten. Lassen wir das Thema.«

»Wo sollen wir denn mit der Suche beginnen?«

»Getrennt«, sagte ich.

»Wieso getrennt…?«

»Hören Sie, Vinc. Sie nehmen sich den Teil des Gebäudes vor, in dem einmal die Karten verkauft wurden. Ich bleibe hier und schaue mich um. Irgendwo muss er ja zu finden sein. Wenn nicht hier, machen wir draußen weiter.«

Es passte ihm nicht. Ich wusste nicht, was ich falsch gemacht hatte.

An mir konnte es nicht liegen, dass er sich so seltsam benahm. Er war so blass geworden, er schluckte, er schüttelte den Kopf, dann öffnete er den Mund und rang nach Luft.

»Was haben Sie?«

»Das… das gehört doch nicht hierher …«

Bisher hatte ich nicht gewusst, was er damit meinte. Er presste eine Hand auf den Mund, um ein Würgen zu unterdrücken.

Der Gegenstand lag im Schatten. Er sah aus, als wäre er vom Himmel gefallen. Daran glaubte ich wiederum nicht, er stammte wohl eher aus dem Kamin.

Jedenfalls hatte der Gegenstand vorher noch nicht dort gelegen.

Und als halb verwester Schädel bot er wirklich keinen schönen Anblick…

***

Haare wie Draht. Das Fleisch fehlte an zahlreichen Stellen. Die Augen lagen in den Höhlen wie eine weißgraue, rieselige Masse. Die Reste der Haut sahen aschgrau aus, wirklich kein Anblick, mit dem ich mich näher beschäftigen wollte. In diesem Fall musste ich es, weil ich gern die Todesursache festgestellt hätte.

Ich bückte mich.

Der Mund stand offen. Lippen gab es keine mehr. Dafür sah ich in der Öffnung einen dunklen Kloß – die Zunge.

Dann schaute ich mir das an, was von seinem Hals übrig geblieben war. Ein Vergnügen war es nicht, doch ich sah das, was ich hatte sehen wollen. So etwas wie eine Schnittstelle, hinterlassen von einem scharfen Gegenstand, einem Schwert oder einem Messer, aber das

wusste ich nicht genau.

Der Sergeant rannte weg. Es war still in meiner Umgebung. Ich hörte Conlon draußen würgen, und auch mein Magen war von dem Geruch nicht gerade angetan.

Diesen Kopf hatte jemand vom Rumpf abgeschnitten. Eine andere Möglichkeit gab es da nicht. Wenn ich an die Beschreibung dachte, die mir Conlon geliefert hatte, dann musste es die Frau mit dem Messer gewesen sein. Ich richtete mich wieder auf, die Gänsehaut blieb auf meinem Rücken. Sie störte mich bei meinen Überlegungen nicht, denn ich dachte dabei über den Schädel nach.

Er war da. Er lag sichtbar vor mir. Vor einigen Minuten hatte er hier noch nicht gelegen. Er musste also von irgendwoher gekommen sein. Dass ihn jemand auf diesen Platz gelegt hatte, daran wollte ich nicht glauben. Welche Möglichkeiten gab es?

Im Prinzip nur die eine. Der Kamin!

Ich hatte die Fledermäuse aufgeschreckt. Durch ihre hastigen Bewegungen im Kamin musste sich der Schädel gelöst haben, der dort eingeklemmt gewesen war.

Wieder nahm ich meine Lampe zu Hilfe und leuchtete den Boden ab, als ich vorging, dann schwenkte ich den Strahl, und meine Vermutung wurde bestätigt.

Es war nicht nur der Kopf aus dem Kamin gerutscht, etwas weiter entfernt lag auch der Körper.

Verwest, fast wie angeknabbert wirkend, blutleer, ein fürchterlicher Anblick. Arme und Beine erinnerten mich an trockene Äste.

Er hatte also im Kamin geklemmt. Irgendjemand musste ihn da hineingedrückt haben. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass er diesen Weg freiwillig gegangen war.

Aber wer, zum Henker, hatte das getan?

Die Frau mit dem Messer?

Ich drehte mich um.

Die Tür lag verlassen da. Conlon hatte es vorgezogen, sich zurückzuziehen. Er konnte nicht immer ausweichen. Irgendwann musste er die Leiche identifizieren. Auch wenn sie verwest war, würde er seinen Kameraden Earl Taggert sicherlich erkennen.

Wieder trat ich an den Kamin heran. Diesmal war ich vorsichtiger, ich wollte auch nicht mehr in die Höhe leuchten und irgendwelche Fledermäuse erschrecken.

Der alte Trichter schwebte über mir wie ein unheimliches Dach. Es schien leicht zu zittern, aber das konnte ich mir auch einbilden.

Klatsch!

Ein Geräusch irritierte mich.

Regnete es?

Nein.

Klatsch!

Schon wieder dieser Laut. Ich schaute schräg gegen die Decke.

Okay sie wies einige Löcher auf, aber das konnte es nicht gewesen sein. Dieses Geräusch hatte einen anderen Grund gehabt. Kein Regen, und dennoch ein Tropfen.

Ich streckte meinen rechten Arm vor.

Da erwischte es mein Gelenk. Von oben herab war der Tropfen gefallen, kein Wasser, sondern Blut.

Für einen Moment schloss ich die Augen. Was immer das bedeuten mochte, ich merkte allmählich, wie sich das Netz zuzog. Man spielte mit mir. Vielleicht war es auch mein Blut, das irgendwelchen Fledermäusen aus dem Maul getropft war.

Nein, diese Möglichkeit erschien mir unwahrscheinlich. Und der nächste Tropfen fiel.

Er zerplatzte dicht vor meinen Fußspitzen. Zugleich mit ihm hörte ich das Kichern einer Frauenstimme, etwas rumpelte über mir, ich zuckte zurück, weil ich wieder mit einigen Fledermäusen rechnete, die durch den Kamin rutschten.

Sie waren es nicht.

Es war auch kein Mensch.

Was da durch den Kamin gefallen und vor meinen Füßen gelandet war, musste einmal ein Fuchs gewesen sein. Für mich nur schwer zu erkennen, denn der Körper war durch zahlreiche Messerstiche regelrecht zerfetzt worden…

***

Die Überraschungen rissen nicht ab. Der Fuchs war nicht von allein durch den Kamin gerutscht. Jemand musste ihn entsprechend angestoßen haben.

Wer?

Meine Kehle war fast ausgetrocknet. Die Schultern kamen mir vereist vor, und ich dachte daran, dass ich eigentlich nur nach draußen laufen musste, um die Person zu entdecken. Der Kamin endete auf dem Dach. Dort hockte sie bestimmt.

Tatsächlich eine Sie? Die Frau mit dem Messer, die Mörderin, die alles aus dem Weg räumte, was ihr nicht passte. Die auch dem Toten den Kopf abgeschnitten hatte?

»Hallooo…«

Ich war auf einiges vorbereitet gewesen, diese Stimme jedoch ließ mich zusammenzucken. Sie klang nicht normal, sie war durch den Kamin gekommen, und sie hatte dabei ein hohles Echo erzeugt, als hätte sie ihren Ursprung in einer tiefen Gruft gehabt.

Ich schloss für einen Moment die Augen, ging etwas zurück und wartete. Einer Täuschung war ich nicht erlegen. Der Wind wehte nicht

so stark, um in den Kamin eindringen zu können. Oft genug erzeugte er jammernde Geräusche, die sich beinahe anhörten wie Worte oder Sätze. Hier war das nicht der Fall. Jemand hatte mit mir gesprochen. Es war eine Frau gewesen.

Conlon hatte sich noch nicht hergetraut. Nach wie vor stand ich allein in diesem ehemaligen Warteraum – und ließ mich abermals durch ein Lachen erschrecken.

Hämisch, auch widerlich, gleichzeitig verändert und verzerrt, schrammte es durch die Öffnung. Ein böses Omen, das die Fledermäuse nicht störte. Sie blieben ruhig.

Ebenso handelte auch ich. Ich wollte die andere Person aus der Reserve locken. Sie hatte sich nicht grundlos gemeldet, denn sie wollte den Kontakt.

»Hast du den Fuchs gesehen…?«

Aha, sie wollte mehr. Es war ein Plan, den sie erfüllen musste, und sie wartete auf eine Antwort.

Ich hielt mich zurück.

»Der Fuchs ist tot, ich habe ihn aufgeschlitzt. Ich habe ihn mit meinem Messer traktiert. Ich werde weitermachen, verstehst du? Jetzt kann mich keiner mehr stoppen…«

Sie redete weiter, während ich mich bereits auf dem Weg nach draußen befand. Ihre Stimme verhallte wie die bösartigen Versprechungen einer Märchenhexe in meinem Rücken.

Auf dem Bahnsteig blieb ich für einen Moment stehen. Die Szenerie hatte sich leicht verändert. Es war dunstiger geworden. Vom Sumpf her krochen die dünnen Schwaden heran.

Auf leisen Sohlen bewegte ich mich nach rechts. Mein Ziel war die Breitseite des Stationshauses, denn an ihr wuchs der schmale Kamin hoch. Da musste die Sprecherin auch stehen.

Die Einsamkeit einer vergessenen Kulisse hüllte mich ein. Keine Sonne leuchtete mehr am Himmel.

Ich verließ den Bahnsteig, lief einige Schritte über die weiche Erde und drehte mich dann um, als der Blickwinkel optimal war. Ich sah an der Breitseite die alten Steine. Der Krüppelbaum davor passte irgendwie nicht in das Bild. Erst jetzt fiel mir ein alter Zaun auf, der teilweise zusammengebrochen war.

Der breite und sehr schmale Kamin auf dem Dach sah aus wie ein Stück Wand. Ein übergroßes Gebilde, das überhaupt nicht auf das Dach passte. Um die Öffnung zu erreichen, musste jemand schon ziemlich lange klettern, aber ich sah dort keinen.

Ich suchte nach einer Möglichkeit, das Dach zu erreichen. Es war die beste Chance, an die Frau heranzukommen. Ich brauchte nicht zu klettern, denn plötzlich hörte und sah ich sie.

Sie hatte an der Rückseite und für mich im toten Winkel gestanden.

Wie ein Schatten schob sie sich plötzlich vor, dabei verließ sie die unmittelbare Nähe des Kamins und erreichte das im Hellen liegende schräge Dach. Sie stand dort, als hätte man sie festgebunden.

Ich sah sie zum ersten Mal und musste meinem Informanten recht geben.

Sie war böse.

Das war selbst auf diese Distanz zu merken. Das verkniffene Gesicht, das dunkelblaue Kleid, das sich an den Seiten etwas ausbeulte, als sie breitbeinig auf dem Dach stand.

In der rechten Hand hielt sie das Messer.

Die Klinge schimmerte wie ein stumpf gewordener Spiegel. Sie hielt sie hochkant, als wollte sie ihr Gesicht darin erkennen, bevor sie es zerschnitt.

»Wer bist du denn?«

Sie hatte meine Stimme gehört. Unwillig schüttelte sie den Kopf.

Wahrscheinlich ärgerte sie sich darüber, dass ich sie nicht mit Namen kannte.

»Kannst du jetzt nicht mehr reden?«

»Lorna Löhndorf!«

Zum ersten Mal sah ich die Frau, deren Namen ich ja schon kannte.

»Bist du aus der Fremde gekommen?«

»Viele stammen aus der Fremde.«

»Und was tust du hier?«

Schallend lachte sie mir entgegen. »Man hat mich vergessen, man hat mich einfach vergessen. Kannst du dir das vorstellen? Die Menschen haben mich vergessen.«

»Nein, das kann ich nicht.«

»Aber so sind sie, die verdammten Menschen.«

»Nicht alle. Es ist kein Grund, sie zu töten. Es gibt viele unter ihnen, die dich nicht vergessen hätten.«

»Kann sein, aber bei mir taten sie es.«

»Wann geschah das denn?«

»Es ist lange her – lange…«

»Wie lange?«

Sie lachte meckernd. »Was bedeutet schon Zeit? Früher einmal ja, da hatten sie mich vergessen, aber jetzt ist die Vergessene wieder zurückgekehrt.«

»Wer hatte dich vergessen?«

»All die netten Menschen, die sich hier versammelten. Ich war noch jung, keine richtige Frau, aber auch kein Kind. Ich… ich lag dazwischen, ich war aber nicht mehr unschuldig.« Sie lachte geifernd. »Dann vergaßen sie mich, aber ich vergaß nicht sie«, erklärte sie voller Triumph und streckte die Hand mit dem Messer vor.

»Du lebst doch!«, rief ich. »Was willst du denn alles? Du bist am

Leben. Nur verstehe ich nicht, dass du auch töten willst. Freu dich, dass du lebst und…«

Ihr Kreischen unterbrach mich. Es war ein plötzlicher wilder Wutanfall. Selbst aus dieser Entfernung konnte ich sehen, wie ihre Augen anfingen zu funkeln. Sie hatte den Mund weit geöffnet. Ich sah sogar ihren Atem. Oder täuschte ich mich in diesem Rauchgebilde, das vor ihren Lippen zitterte? So abrupt wie das Lachen aufgeklungen war, brach es auch wieder ab. Ein gefährliches Knurren folgte, und sie streckte mir den Arm mit dem Messer entgegen. »Ich kenne dich nicht, aber ich spüre, dass du keine so große Angst hast. Du bist gekommen, um die Vergessene zu stellen, um sie endgültig wieder vergessen zu machen, doch da gab es glücklicherweise eine Person, die mich nicht vergessen hat. Ein Freund erschien, ja, er tauchte plötzlich auf…«

»Kenne ich ihn?«

Sie breitete die Arme aus. Es sah so aus, als wollte sie vom Dach springen.

»Der Freund rettete mich. Er kam aus einem fernen Reich, das so nahe liegt. Er ist nicht von dieser Welt, und er schenkte mir dieses Messer hier.« Noch einmal hielt sie es hoch. »Ein Zaubermesser, es trifft immer, es ist… es ist aus seiner Welt, es ist ein Stück von ihm, denn seine Kräfte stecken darin.«

»Wie heißt es denn?«

Für einen Moment dachte sie nach.

Dann sagte sie mit lauter Stimme: »Sein Name ist Gesetz. Er ist der König, er ist ein Mächtiger. Er ist ein Engel des Bösen. Einer, der Erbarmen mir gegenüber gezeigt hat. Er ist es, dem ich alles verdanke. Der wahre Herrscher. Einer, der kommt und geht, der liebt und rächt.«

»Hat er einen Namen?«, schrie ich.

»Ja!«, brüllte sie zurück. »Er hat einen Namen, der die Welt erschüttert. Der schwarze, der böse Engel. Er heißt Massago!«

***

Ich rührte mich nicht. Mit allem hatte ich gerechnet. Sie hätte den Teufel, sie hätte Luzifer, sie hätte sagen können, was auch immer, aber ausgerechnet Massago, das war zu viel.

Erinnerungen durchfluteten mich.

Jahre zurück.

Viele Jahre…

Massago!

Etwas wühlte in mir hoch. Zweimal hatte ich ihn damals gesehen.

Zweimal war er mir entkommen. Er gehörte zu den bösen Engeln, er war so etwas wie ein Urgeschöpf, möglicherweise auch eine Kreatur der Finsternis, so genau wusste ich das nicht. Aber ich hatte seinen Namen all die Jahre nicht vergessen, weil er eben so schrecklich böse

war, und diese dämonische Triebhaftigkeit leider nicht für sich behielt, sondern sie immer wieder auf seine Diener übertrug.

Zweimal hatte ich das mitgemacht und beide Male den Kürzeren gezogen. Massago war nicht tot, er geisterte noch immer durch sein Reich, um eine Stippvisite in anderen Welten zu machen. Er suchte und fand seine Opfer, und ich wusste, dass diese junge Frau dort auf dem Dach von seinem Geist beseelt war.

Keine Chance, ihr wieder ein normales Leben zu geben. Was Massago besaß, ließ er nie wieder los. Darin war er konsequent. Erinnerungen stürmten auf mich ein. Sekundenschnell huschten die Bilder an meinen Augen vorbei.

Das Waisenhaus, die alte Frau, die von Massagos Geist beseelt war. Mickey Mayer, der Junge, aber auch Alan Bates, der Bruder einer jungen Schauspielerin.

Seltsam, dass ich mich nach dieser langen Zeit noch an die Namen erinnerte. Es mochte daran liegen, dass Fälle mit Massago nie richtig gelöst worden waren und sich mein Unterbewusstsein oft genug damit beschäftigt hatte.

Nun war er wieder da.

Nicht als Person, sondern in einer anderen Form. Er hatte Lorna Löhndorf beseelt, und er würde niemals auch nur einen Schritt zurückweichen, das wusste ich.

Damals, bei den ersten Begegnungen, hatte ich noch am Beginn meiner Karriere gestanden. Mittlerweile hatte ich dazugelernt und konnte hoffen, ihm ebenbürtig zu sein, vorausgesetzt, er zeigte sich mir und verließ sich nicht wieder nur auf seine Diener.

»Hat es dir die Sprache verschlagen?«, höhnte Lorna.

»Nein, gewiss nicht. Ich dachte nur nach, was Massago mit dir tat.«

»Er rettete mich. Er gab mir das Leben zurück. Die Vergessene konnte wiederkehren.«

»Und wo war sie?«

»Hier – immer hier.«

»Im Bahnhof!«

»Jaaaa…« Sie lachte und drehte das Messer so, dass die Klinge funkelte. »Ich habe mir meine Opfer geholt. Hin und wieder kamen Menschen, sie wollten sich hier umschauen. Sie fanden ihn toll, den alten Bahnhof. Verlassen und wunderbar. Sogar Mutproben wurden durchgeführt. Man übernachtete hier. Nicht alle wachten am Morgen auf. Hin und wieder lag einer in seinem Blut …« Sie konnte sich kaum halten vor Lachen. »Es war wunderbar. Ich bin ihm so dankbar, und ich möchte einer Person zeigen, dass ich noch lebe.«

»Mir?«

»Nein, einer Frau. Sie ist alt, schon sehr alt. Als man mich vergaß, habe ich sie schon als alt angesehen. Jetzt ist sie über neunzig Jahre,

glaube ich. Sie wird kommen. In den nächsten Minuten kann sie hier eintreffen, denn sie hat meine Nachricht erhalten. Da wird sie den Schreck ihres Lebens bekommen haben. Aber ich kenne ihre Neugierde. Sie wird größer sein als die Angst. Dann werde ich plötzlich vor ihr stehen. Nicht um dreißig Jahre älter, sondern noch immer wie damals.« Sie küsste die Klinge. »Nur habe ich diesmal mein Messer. Ich werde ihr den toten Fuchs zeigen, damit sie erkennt, welches Schicksal ihr bevorsteht. Allen wird es so ergehen. Allen…«

»Versuche es bei mir!«, rief ich.

Es war beileibe keine Überheblichkeit, dass ich sie aufforderte. Es hatte einen konkreten Grund. Während unseres Gesprächs war es mir gelungen, die Kette vom Hals zu streifen. An ihr hing das Kreuz, und das wiederum war meine stärkste Waffe gegen die Mächte der Finsternis.

»Du bist gefährlich.«

»Probiere es aus, Lorna. Oder hältst du dich nicht mehr für unbesiegbar, wo Massago dich doch beschützt?«

»Das tut er.«

»Sage ihm, dass ich auf ihn warte. Zwischen uns steht noch eine Rechnung offen. Ich kann mich gut an sein Ledergesicht erinnern, auch an die kalten, bösen Augen. Ihn will ich dorthin zurückschicken, wo er auch hingehört – in die Hölle.«

»Noch nicht!« rief sie mir zu, »noch nicht. Ich werde…«

Da schleuderte sie die Klinge.

Sie hatte mich gelinkt, reingelegt, sie wollte, dass mich ihr Messer durchbohrte. Wohl nie zuvor hatte ich ein Messer derart schnell fliegen sehen. Eine Chance, großartig auszuweichen, hatte ich nicht. Die Klinge war einfach zu schnell.

Wie auch mein Kreuz!

Nur die rechte Hand hatte ich in die Höhe gerissen. Nicht einmal bewusst, mehr instinktiv, und das Messer jagte auf mein Kreuz zu, das plötzlich in einem weißen Feuer aufflammte, als es diese verfluchte Urzeit-Magie spürte.

Sich drehend fetzte etwas über meinen Kopf hinweg, als wäre dort die Luft zusammengeschlagen. Ich hatte mich wieder gefangen und verfolgte den Flug des Messers.

Etwas torkelnd fand es seinen Weg zurück und erinnerte mich dabei an meinen Bumerang.

Lorna fing die Waffe auf.

Sie war irritiert, sie schüttelte den Kopf, schaute sich die Waffe an und blickte auf mich.

»Wo ist Massago?«, schrie ich.

Ein Fluch folgte als Antwort. Ein Sprung, und dann war sie so plötzlich weg, als hätte sie sich aufgelöst.

Ich blieb zurück. Allein stand ich vor dem Haus, leicht gebückt, den Kopf schüttelnd, weil ich noch immer nicht richtig nachvollziehen konnte, was hier abgelaufen war.

Eine fremde Magie war in diese Welt hineingeschossen. Angeführt von einem Dämon namens Massago, den ich schon längst wieder vergessen hatte. Er hatte damals aus Menschen wahre Mordmaschinen gemacht. Sie waren von ihm vorgeschickt worden. Heute wusste ich viel mehr und stufte diesen bösen Engel als eine Kreatur der Finsternis ein.

Sie waren schon immer existent gewesen, nur hatte es bei mir Jahre gedauert, bis ich sie erkannte.

Einen Vorteil nahm ich wahr. Die Fronten waren geklärt. Ich wusste, wer auf der Gegenseite stand.

Mir war jedoch auch klar, dass ich jetzt um mein Leben kämpfen musste. Ich selbst traute es mir zu, nur wie verhielt es sich mit meinem Begleiter Conlon?

Er war weder Lorna ebenbürtig, noch Massago. Am besten war es für ihn, wenn er diese Stätte hier verließ. Dazu aber musste ich ihn erst finden. Mit klopfendem Herzen machte ich mich auf die Suche…

***

Wenn Angst wie eine Peitsche war, so spürte Vinc Conlon die einzelnen Riemen, die in seinen Nacken hieben, obwohl sie unsichtbar waren. Sie aber trieben ihn weiter.

Er hatte noch den halbverwesten Kopf seines Freundes gesehen, den Körper nicht mehr, nur ahnte er, dass dieser nicht anders aussehen würde. Deshalb gab es für ihn nur eines: Raus aus dieser verdammten Station und irgendwo ein Versteck finden. Später würde er wieder mit John Sinclair Kontakt aufnehmen.

Erst musste er verschwinden und sich vor dem geballten Grauen verstecken.

Wie ein Betrunkener stolperte er aus dem Stationsgebäude auf den Bahnsteig hinaus. Die Angst hatte graue Schatten auf sein Gesicht gemalt. Die Augen standen weit offen, die Lippen zitterten. Wenn er atmete, röchelte er nur.

Er sah den Rover.

Zischend atmete er aus. Wollte hinlaufen, die Tür aufreißen und sich dort verstecken.

Da sah er den Mann oder eine Gestalt oder einen…

Er stand hinter dem Wagen. Langsam nur hatte er sich in die Höhe geschoben. Er war ein Mensch und doch keiner, hatte unwahrscheinlich böse, kalte Augen, die in Conlons Richtung starrten.

Vinc hatte gestoppt. Er duckte sich. Der Schauer der Kälte nahm noch mehr zu. Scharf holte er durch die Nase Luft. Dann schluckte er und

schüttelte den Kopf.
Für ihn war diese Bewegung ein Startsignal.
Plötzlich drehte er sich um. Er schaute auch nicht mehr zurück, ob die unheimliche Gestalt dort noch stand. Allein ihr Anblick hatte eine nie erlebte Panik in ihm hochschießen lassen. Ein Halten gab es nicht mehr. Er wollte sich verstecken, er würde warten, bis alles vorbei war, und als einsamer Renner jagte er über das Gleis, das irgendwo im Sumpf zu verschwinden schien.
In der Ferne sah er einen kantigen Gegenstand. Er stand auf der Fläche, leichte Nebelschwaden umwaberten ihn, während rechts und links davon sich die Schatten duckten, die zwischen den fettigen Blättern der Büsche lauerten.
Die Luft war feucht. Klamm legte sie sich auf das Gesicht und auf die Kleidung. Ein Motor trieb ihn. Wieder spürte er die unsichtbare Peitsche im Nacken.
Der Untergrund veränderte sich. Er federte beim Laufen nicht mehr so ab, denn das Gelände erinnerte ihn mehr an weichen Pudding. Die Laufgeschwindigkeit konnte er nicht mehr halten. Je zäher der Belag wurde, umso mehr Mühe bereitete Vinc das Laufen. Es war keine gute Idee von ihm gewesen zu fliehen, er würde vom Regen in die Traufe geraten und irgendwann versinken.
Noch einmal sah er die Schienen, auf ihnen stand der kantige Gegenstand, den er bereits von der Station her kannte.
Ziemlich erschöpft fiel Vinc gegen die verrostete Kipplore, die noch auf dem Gleis stand.
Vinc Conlon grinste scharf, als er daran dachte, in die Lore hineinzuklettern und sich darin zu verstecken. Mit beiden Händen umfasste er den rostigen Rand und zog sich höher. Mit dem Knie stützte er sich ab, darin rollte er über die Kante hinweg und ließ sich an der schrägen Innenwand in das Behältnis hineingleiten.
Eine Wasserpfütze bedeckte den Boden. Zahlreiche Mücken turnten und flogen herum. Auch in dem schmutzigen Wasser krabbelten viele kleine Tiere.
Es war Vinc Conlon egal. Er wollte nur seine Ruhe haben und keine panische Angst mehr verspüren.
Die Beine zog er an, den Kopf drückte er nach hinten. Mit dem Rücken presste er sich gegen die Schräge und kam nicht dazu, die ihn umgebende Stille zu genießen, denn sein Herz pumpte wie verrückt. Jeder Schlag schien ihm erneut den Schweiß aus dem Körper zu treiben. Dabei hatte er lauschen und schauen wollen, daran war jetzt nicht zu denken.
So blieb er hocken die Augen halb geschlossen, und spürte das Zucken seiner Lider.
Den lautlos heranwallenden Dunst bemerkte er nicht, der die Lore

sehr bald wie ein Leichentuch umgab.

Und aus dem Leichentuch schälte sich etwas hervor. Noch außerhalb der Lore, für Vinc nicht sichtbar, bis er das Kratzen hörte. Siedend heiß schoss die Erinnerung in ihm hoch.

Das gleiche Geräusch wie in seinem Zimmer in der Kaserne, als er in der Dunkelheit gehockt hatte.

Sie war da.

Sie hatte ihn gefunden!

Wenn es lautlose Schreie gab, so tobten sie durch seinen Körper.

Er öffnete die Augen. Für einen Moment sah er den wolkenverhangenen Himmel über sich, dann aber schob sich das Gesicht mit den schwarzen Haaren dazwischen.

Sie war da!

Und sie hatte das Messer!

Sie grinste auf ihn nieder. Es war ein Lächeln, das die Bezeichnung tödlich verdiente. In den Augen entdeckte er nicht das geringste Gefühl. Kälte und Mordlust spiegelten sich in dem Messer in ihrer Hand.

»Dich muss ich noch haben…«

Auch so konnte ein Todesurteil gesprochen werden. Lorna, die Leichen-Lady, kannte kein Pardon, und Vinc suchte nach einem Ausweg. Er drückte sich so weit wie möglich zurück.

Sie stieß zu.

Er schrie auf.

Seine Hand blutete plötzlich. In der folgenden Sekunde ließ sie sich fallen.

Mit ihr das Messer.

Lorna war wie von Sinnen.

Der Sergeant glaubte es nicht. Es war einfach unmöglich, er konnte es nicht fassen, das war Wahnsinn.

Das Messer blitzte. Immer wieder war die Klinge wie ein nach unten fahrender Todesstrahl, und aus ihrem Keuchen formulierten sich die schlimmen Worte.

»Er ist der Fuchs… er ist der Fuchs … er ist der Fuchs …«

***

Ich hatte den alten Bahnsteig wieder erreicht und hielt Ausschau nach Vinc Conlon.

Er war nicht da.

Ich rief seinen Namen.

Nur der Wind blies mir die Antwort ins Gesicht. Er hatte keine Stimme, er flüsterte nicht, und doch war er in der Lage, eine Antwort zu geben, denn der Geruch nach Fäulnis und Moder hatte sich intensiviert. Vom Sumpf her wehte er mir wie ein Schleier entgegen,

als wollte er meinen eigenen Atem zurückdrücken.
Kein gutes Zeichen!
Meine Suche galt nicht nur Vinc Conlon, sondern auch Lorna. Sie war nicht zu sehen. Auf dem Dach turnte sie auch nicht herum, und ich erinnerte mich daran, wie unwahrscheinlich schnell sie sich bewegen konnte.
Das war nicht mehr menschlich.
Das war schon…
Ich wollte nicht darüber nachdenken, konnte es jedoch nicht verhindern, dass sich gewisse Dinge in mir zusammenbrauten und zu einem schrecklichen Ergebnis führten.
Es war so still – totenstill…
Hatte der Tod zugeschlagen?
Hatte er Vinc Conlon getroffen?
Ich hoffte es nicht. Wenn ja, dann würden die Vorwürfe bei mir kaum aufhören. Ich hätte ihn besser im Auge behalten müssen, auf ihn achten wie der Vater auf sein Kind.
Jetzt aber…
Die Stille verschwand. Ein seltsames Geräusch durchbrach sie. Etwas quietschend, als wären Füße dabei, Mäuse zu Brei zu treten, die vor ihrem Tod noch einmal schrien.
Sie blieben…
Keine Mäuse…
Auch kein Mensch!
Ich dachte wieder an Massago und spürte bei diesem Gedanken die Kälte auf dem Rücken. Ein paar Mal bewegte ich den Kopf, weil ich damit rechnete, dass er mich belauerte. Dieser Dämon stand auf meiner Liste, ich wollte ihn, denn die Erwähnung seines Namens hatte wieder die Vergangenheit in mir hochsteigen lassen. Da war er mir zweimal entwischt und hatte das Grauen hinterlassen.
Das Quietschen blieb.
In den zurückliegenden Sekunden hatte ich es aus meinen Gedanken vertrieben. Und plötzlich erkannte ich die Ursache des Geräuschs: Eine Lore rollte Richtung Bahnhof. Sie hatte weit hinten ihren Platz gehabt, wo bereits der Sumpf begann und die Schienen nur mehr als Fragmente zu sehen gewesen waren.
Nun schaukelte sie mit gleich bleibender Geschwindigkeit über das verrostete Schienenpaar. Ich sah noch immer keinen Menschen, der sie antrieb. Aus eigener Kraft konnte sie kaum fahren, denn sie hatte keinen Motor.
Sollte ich ihr entgegengehen?
Ich blieb stehen. Ich würde sie auf dem Bahnsteig erwarten. Dort zog ich dann meine Beretta.
Nun war sie da.

Sie stoppte.
Mein Herz schlug schneller.
Ich schaute hinein.
Ich schrie nicht, obwohl mir danach zumute war. Ich wurde nur sehr blass und taumelte leicht. Eine Laterne stützte mich durch ihren Pfosten ab. Gedanken wirbelten durch meinen Kopf, konzentrierten sich jedoch auf einen Begriff.
Der Fuchs… wie bei dem Fuchs …
Nur war Vinc Conlon einmal ein Mensch gewesen, bis er dann auf Lorna Löhndorf getroffen war. Auf sie und auf ihr verfluchtes Mordmesser, das ihr von einem bösen Engel überlassen worden war.
Niemand hatte die Lore geschoben, und doch war sie gefahren.
Telekinese, für Massago eine Leichtigkeit. So etwas beherrschte er im Schlaf. Zusammen mit seiner Helferin bildete er ein mörderisches Tandem.
Jetzt war nur noch einer übrig – ich!
»Wie der Fuchs… wie der Fuchs …«
Schrill und bösartig klang die Stimme der Frau. Ich fuhr herum, da war niemand. Mein Bück fiel durch das Fensterloch in das Innere des Gebäudes. Dieser Ausschnitt zumindest war leer, nur wollte ich es genau wissen und setzte mich in Bewegung.
Die Beretta lag in der rechten Hand. Den Arm hatte ich angehoben, die Mündung wies in die Höhe. Ich würde die Waffe im Bruchteil einer Sekunde senken und auf das Ziel einstellen können.
Das Gebäude empfing mich mit seinem scheußlichen Geruch, einem halb verwesten Torso und einem ebenfalls schon beinahe verwesten Schädel. Von Lorna sah ich keine Spur.
Auch nicht von Massago, obwohl ich allmählich den Eindruck hatte, dass er in der Nähe lauerte und mich unter Kontrolle hielt. Zu sehen war nichts, nur die kahlen, nackten Fliesenwände, an denen längst kein Fahrplan mehr hing und auch kein Plakat. Alles war zerstört und abgerissen worden.
Ich schaute auch hinter den Schaltern nach.
Dort ballte sich der Schmutz, ein stinkender Dreckhaufen.
Ich ging wieder zurück.
Etwas summte mir entgegen. Ein Geräusch, eine Melodie, die sehr hohl klang. Es war ein Song der Beatles aus den frühen Sechzigern, allerdings durch Lornas Stimme verfremdet.
Sie also sang.
Aber sie war nicht hier, zumindest nicht sichtbar.
Der Klang war dort zu hören, wo auch der Kamin begann. Saß sie wieder auf dem Dach?
Es schien wohl ihr Lieblingsplatz zu sein. Vielleicht stand sie da und sang in den Kamin hinein, Jedenfalls freute sie sich über ihren Mord,

denn ihr Singsang wechselte über in einen schlimmen Text.

»Er ist tot, er ist tot – ich habe ihn zum Fuchs gemacht… zum Fuchs gemacht …«

Mich sollte dieser Singsang fertig machen. Ich war drauf und dran, ebenfalls durchzudrehen, aber ich hielt mich zurück. Wenn ich jetzt die Nerven verlor, war ich verloren.

Sie lachte kreischend in den Kamin. Ich konnte mir gut vorstellen, dass sie im nächsten Augenblick wie ein Kastenteufel von oben nach unten fahren würde.

Das passierte nicht.

Der Gesang hörte auf.

Dafür erklang das Kichern. Danach hörte ich Worte, beinahe wie ein Gedicht gesprochen. »Ich hole dich, ich hole dich für mich – mein Messer wartet schon, dann kriegst du deinen Lohn…« Wieder schrilles Lachen. Im nächsten Augenblick floh oder flog sie davon.

Ich hörte noch das Rumpeln, dann war Stille.

Tief atmete ich durch.

Nervenspiele waren mir bekannt, sie gehörten beinahe schon zur Routine. Dennoch waren sie jedes Mal anders. Hier lauerte niemand auf den anderen in der Stille, wartete auf den Fehler des anderen, um zuschlagen zu können, in diesem Fall waren die Karten anders gemischt.

Lorna Löhndorf, das war die eine Seite. Zu ihr gehörte jedoch jemand, der viel schlimmer war als sie – Massago.

Schon der Gedanke an diesen dunklen Engel verursachte in mir eine beklemmende Kälte. Ich schaffte es leider nicht, mich in seine Lage zu versetzen. Wie würde er reagieren? Wo lauerte er? Fragen, die nur von ihm selbst beantwortet werden konnten.

Noch war es Tag.

Ein Blick auf die Uhr zeigte mir, dass die Dämmerung irgendwann kommen würde. Zwielicht, Schatten – Massago im Zentrum. Das war seine Zeit, da konnte er zuschlagen.

Ich musste mir bis dahin etwas einfallen lassen. Ich würde ihn erwarten, aber ich würde mir genau den Ort aussuchen, wo dies geschehen sollte. Alle Überlegungen stoppten bereits im Ansatz, als ich das Geräusch eines anfahrenden Autos hörte. Blitzartig zuckte die Erkenntnis durch mein Gehirn.

Hatte Lorna nicht von einem Besuch gesprochen? Von einer Verwandten, der einzigen, die noch lebte, und die auch genau wissen musste, was damals mit ihr passiert war?

Ja, so und nicht anders musste es gewesen sein. Und dass dieser Wagen hier anfuhr, ließ ebenfalls darauf schließen.

Tief holte ich Luft. Es war so etwas wie ein Aufpumpen, wie eine letzte Vorbereitung auf das Finale.

Ich ging auf das Türloch zu. An der linken Seite blieb ich stehen.
Von diesem Ort aus hatte ich einen guten Überblick. Ich sah die Gleise und auch die alte Lore mit dem Toten. Gegenüber hatte mal ein Holzhaus gestanden. Es war im Laufe der Zeit zusammengefallen. Seine Trümmer bildeten einen gewaltigen Wirrwarr aus sperrigen Armen und klumpigen schwarzen Resten.
Langsam drehte ich den Kopf nach rechts. Ein bleicher Schein huschte über die Gleise. Der Fahrer nahm denselben Weg, den auch ich gefahren war.
Er holperte über die Gleise, und im ersten Augenblick glaubte ich, meinen Augen nicht trauen zu können. Was da in diese alte Station einfuhr, war ein Rolls-Royce.
Das konnte heiter werden.
Wer im Innern saß, war nicht zu sehen. Die getönten Scheiben nahmen mir den Blick.
Ich hatte auch vorhin kein Motorengeräusch gehört, sondern mehr das Rollen der Räder.
Der Halt!
Die hellen Augen der Scheinwerfer erloschen.
Stille breitete sich aus.
Sekunden vergingen.
Ich rührte mich nicht von der Stelle, denn nun lag es an den anderen, etwas zu tun.
Die Fahrertür wurde aufgestoßen. Meine Augen weiteten sich.
Was ich in den folgenden Sekunden erlebte, das erinnerte mich an einen surrealistischen Film einer dieser jungen Regisseure, die das Leben mit der Story und den handelnden Personen überzeichnet darstellten…

***

Der Fahrer musste einfach das sein, was man einen Aufpasser oder Leibwächter nennt. Er trug graue Kleidung, die enge Jacke, die Hose, die grauen Schuhe, ein helleres Hemd, aber das Haar sah wiederum aus wie Asche.
Es war straff zurückgekämmt und im Nacken zu einem Zopf zusammengebunden worden. Ob das Gesicht tatsächlich auch grau war, sah ich nicht, ich konnte es mir aber vorstellen.
Der Mann war größer und breiter als ich. Er hatte beim Aussteigen einen raschen Blick auf das Stationsgebäude geworfen. Ob er mich entdeckt hatte, wusste ich nicht. Zu erkennen gab er es jedenfalls nicht.
Am Fond blieb er für einen Moment stehen, verbeugte sich und öffnete die Tür.
Dann stieg sie aus.

Sie – eine alte Frau, eine Zwergin, bis hin ins Groteske verkleidet, obwohl sie dies sicherlich nicht so empfand. Sie trug enge Leggings mit Golddruck darauf. Zu den Leggings passte die schwarze kragenlose Jacke mit den Goldknöpfen. Das Kleidungsstück endete an ihren Oberschenkeln.

Das Gesicht war klein, kaum zu erkennen, weil es, zusammen mit dem Haar, unter einem großen Hut verschwand, der aus dunklem Bast oder einem ähnlichen Material zusammengebastelt worden war. Das ihn umgebende rote Band wirkte wie ein vereister Blutstreifen.

Das also war die Verwandte, von der Lorna gesprochen hatte, die uralte Frau.

Der Mann reichte ihr den Arm. Obwohl er sich schon gebückt hatte, musste sie den ihren stark anheben, um die Hand in seine Ellbogenbeuge legen zu können.

Das war keine normale Ankunft, das war kein Aussteigen, das war schon ein Auftritt. Auf einer Bühne hätte er nicht wirkungsvoller stattfinden können, und als die Frau nickte, konnte ich mir trotz des Ernstes der Lage ein Lächeln nicht verkneifen.

Die beiden wussten genau, wo sie hinzugehen hatten. Ihr Ziel war das Stationsgebäude.

Ich wartete nicht mehr länger an der Tür, sondern zog mich zurück. Ich wollte erst einmal erfahren, was sie vorhatten. Möglicherweise kümmerten sie sich auch nicht um mich, denn sie schienen einzig und allein auf ihre eigenen Probleme fixiert zu sein.

Ich hörte die Stimme der Frau. Sie klang dünn und gleichzeitig keifend. »Lass mich nur nicht los, Luke. Es ist ja eine scheußliche Gegend hier.«

»Keine Sorge, Madam, ich gebe Acht.«

»Danke, Luke, du bist gut.«

»Das bin ich immer, Madam.«

Sie kicherte. »Wenn wir sie tatsächlich finden sollten, bin ich mal gespannt, was du dann sagen wirst.«

»War Lorna früher nicht schön?«

»Ja, ja«, krächzte die Alte, »das stimmt. Es ist dreißig Jahre her. Da zählte ich sechzig Jahre. Heute aber«, sie räusperte sich und hob die Schultern, »heute ist alles anders. Da bin ich nur noch eine verwelkte Blume, aber ich möchte erleben, wie Lorna jetzt aussieht. Ich kann mir nicht vorstellen, wo sie sich all die Jahrzehnte herumgetrieben hat. Sie hätte doch zu mir kommen können.«

»Das wollte sie wohl nicht.«

»Ach, man soll nicht so nachtragend sein. Die Beschwörung damals hat ja nicht funktioniert. Na ja, wir werden sehen…«

Die beiden hatten bereits den Rand des Bahnsteigs erreicht. Ich konnte sie aus meinem Versteck sehen, und bekam mit, wie

fürsorglich dieser Luke war. Er half der Zwergin hoch, die dabei wieder lachte. »Ich bin eben klein geraten.«

»Aber mächtig, Madam.«

»Das stimmt, Luke. Wenn die Kleinen keine Macht erringen, werden die Großen immer nur auf ihre Köpfe spucken. Das wollen wir einfach nicht, wenn du verstehst.«

Sie kamen auf die Tür zu. Luke ließ seinen Schützling los und betrat die Station mit einem langen, beinahe schon lautlosen Schritt. Er schaute sich blitzschnell um, ohne mich zu sehen, denn ich hatte mich in den ehemaligen Verkaufsraum zurückgezogen und dort in einem toten Winkel an die Wand gepresst. Durch eine offene Klappe konnte ich einen Großteil des Raumes überblicken.

»Ist alles in Ordnung, Luke?«

»Ja, Sie können kommen, Madam.«

Die Alte schlurfte herbei. Mir gelang ein Blick auf ihr Gesicht, bevor es das Zwielicht umrahmte. Es war wirklich außergewöhnlich.

Ein faltenreiches Etwas, in dem die Haut aussah, als wäre sie nachträglich künstlich gebräunt worden. Sie erinnerte mich an dünnes Schlangenleder, wobei der Mund und auch die Nase kaum auffielen. Nur die Augen, und auch sie besaßen eine gewisse Ähnlichkeit mit denen eines Reptils.

Ich mochte die Frau nicht.

Sie lachte, als sie ging. »Ja, mein Lieber, es hat sich nichts geändert, ist alles noch geblieben, nur eben schmutzig, so verdammt schmutzig.«

»Wir bleiben nicht lange.«

»Stimmt auch wieder.« Die Alte schaute sich um. Sie schnüffelte.

»Es riecht hier.«

»Wonach?«

»Nach einer Leiche.«

Luke nickte. »Ich wollte es Ihnen nicht sagen, Madam, aber es gibt tatsächlich einen Toten…«

»Du kannst mir alles sagen, Luke.«

»Das weiß ich doch, Madam«, erwiderte er in einem verschwörerischen Tonfall.

Sie zwinkerte, weil sie wohl schlecht sehen konnte. »Was liegt denn hier nun?«

»Ich darf Sie führen, Madam?«

»Bitte.«

Ich sah und hörte alles. Es kam mir vor wie eine Komödie, gespielt in einer Umgebung, die eher zu einem Horrorfilm gepasst hätte.

Aber von diesem ungleichen Paar durfte ich mich nicht täuschen lassen. Nicht nur der Mann war gefährlich, auch die Alte, die ihre neunzig Jahre schon erreicht haben musste. Normalerweise hatte ich Respekt vor dem Alter. Bei dieser Person war es anders. Da spürte

man die Boshaftigkeit, die wie eine Aura abstrahlte.

Sie hatte damals etwas getan, das auch in einem Zusammenhang mit dieser Lorna Löhndorf stehen musste. Diese Brücke allerdings konnte ich nicht schlagen.

Neben dem Kopf, das konnte ich sehen, waren die beiden stehen geblieben. Luke bückte sich, die Alte brauchte es wegen ihrer Größe kaum. Ich hörte sie kichern. »Hä, hä… das ist ein Schädel.«

»Ja, Madam.«

»Gib ihn mir, Luke!«

Ich schüttelte den Kopf. War diese Person denn von allen guten Geistern verlassen? Aber Luke kam der Aufforderung nach. Die Alte legte ihre kleinen Hände seitlich nebeneinander, so dass die Fläche genügend groß war, um den Kopf darauf ablegen zu können.

Sie drehte sich noch etwas den Fenstern zu, damit Licht auf ihn fallen konnte. Sehr genau schaute sie ihn an. Dann nickte sie. »Ja, er ist noch relativ frisch. Nicht ganz verwest…«

»Der Körper liegt auch in der Nähe.«

»Wunderbar, wunderbar, das freut mich.« Die Alte fing an zu lachen, obwohl es keinen Grund gab. »Schön, sehr schön«, sagte sie etwas später, »da hat meine Kleine wunderbar reagiert. Ich freue mich. Es ist doch nicht alles vergebens gewesen.«

»Wie Sie meinen, Madam.«

Die Alte ließ den Kopf fallen. Mit einem dumpfen Laut schlug er zu Boden. Um den Körper kümmerte sie sich nicht. Stattdessen rieb sie ihre Hände gegeneinander. Es hörte sich an, als würde Papier über Papier schaben. »So, jetzt bin ich gespannt, wie es weitergeht.«

Suchend und sich dabei auf der Stelle drehend blickte sie sich um.

Es sah für mich aus, als wollte sie sich selbst in den Boden bohren.

»Die alten Zeiten sind noch nicht vorbei, wir haben sie nur kurz unterbrochen, mein Freund, das ist alles.«

»Natürlich, Madam.« Luke stand neben ihr wie ein Zinnsoldat.

Kerzengerade, den Kopf leicht in den Nacken geschoben. Seine Augen waren in ständiger Bewegung. Mich hatten sie bisher nicht gesehen, was ich mir wiederum nicht vorstellen konnte. Allein beim Verlassen des Fahrzeugs hätten sie mich in der Tür stehend erkennen müssen.

Die Alte schnippte mit den Fingern. »Madam?«

»Könnte es sein, Luke, dass wir uns geirrt haben?«

»Wie meinen Sie, Madam?«

»Dass wir nicht allein hier sind, auch wenn es so aussieht.«

Er lächelte. »Sie meinen, es ist noch jemand hier?«

»Außer Lorna natürlich. Sie hält sich auch versteckt und treibt ihren Schabernack mit uns.«

»Ja… Madam«, sagte er gedehnt, »da müsste jemand sein. Beim Aussteigen kam es mir so vor, als hätte ich einen Kerl in der Tür

entdeckt. Was meinen Sie?«

»Bestimmt. Du hast gute Augen und dich sicherlich nicht getäuscht.«

»Aber ich sehe ihn nicht.«

Sie spitzte den Mund. »Könntest du ihn holen, Luke? Ich lasse mich nicht gern beobachten.«

»Gern, Madam. Wie soll ich es tun?«

»Du kannst die Waffe nehmen. Wahrscheinlich hört er uns zu und kommt freiwillig hervor. Ich würde gern mit ihm ein paar Sätze reden, bevor alles beginnt.«

»Das meine ich doch.«

Natürlich hatte ich zugehört. Was sollte ich tun? Erscheinen oder mich auf einen Kampf einlassen? Ich ließ Luke nicht aus den Augen.

Sosehr er auch zu schauspielern versuchte, mich konnte er nicht in die Irre führen. Immer wieder schielte er gegen die Wand, die den Raum trennte. Er wusste Bescheid.

Ich wollte keine Schießerei. Es war schon genug Blut geflossen.

Durch ein Räuspern meldete ich mich.

Die Alte reagierte wie auf der Bühne. »Hör ich etwas?«, fragte sie.

Eine Hand hatte sie gegen ihr Ohr gelegt.

»Ich denke schon.«

»Was war es?«

»Ein Hüsteln, Gräfin.«

Auch das noch! Gräfin hatte er gesagt. Der Fall nahm allmählich nicht nur adelige Formen an, er wurde auch immer komplizierter.

Wieso war die Alte eine Gräfin?

In mir wuchs allmählich die Neugierde. Es wurde sicherlich gefährlich, aber dieses seltsame Pärchen wollte ich mir aus der Nähe anschauen. Ich bewegte mich ziemlich laut hinter meiner spärlichen Deckung und schob mich durch die Öffnung, die früher einmal von einer Tür verdeckt worden war.

Beide hatten sich auf mich eingestellt und sich so gedreht, dass sie mich anschauen konnten. Als ich für sie sichtbar wurde, nahm Luke unwillkürlich eine gespannte Haltung ein. Er sah in mir einen Gegner, tat allerdings nichts, denn die Gräfin hatte ihm ihre Faust in die Hüfte gedruckt.

Niemand sprach.

Ich ging weiter.

Erst als ich ungefähr drei Schritte von ihnen entfernt war, blieb ich stehen.

Die Gräfin schaute mich an. Sie musste dabei den Kopf heben, um auch von ihrem Hutrand nicht behindert zu werden. Die Gedanken las ich von ihrem Gesicht ab, wohl aber nickte sie, bevor sie mich ansprach. »Seltsam, aber mit Ihnen habe ich nicht gerechnet.«

»Pardon, Madam, wen erwarteten Sie?«

»Lorna.«
»Ich sah sie.«
»Hier?«
»Ja.«
»Oh, interessant, junger Mann. Wäre Platz, so hätte ich Ihnen eine Sitzgelegenheit angeboten. Es ist sonst nicht meine Art, im Stehen zu parlieren, aber trotzdem wollen wir gewisse Regeln doch einhalten und uns einander vorstellen. Darf ich um Ihren Namen bitten?«
»Ich heiße John Sinclair.«
Keine Reaktion, die Gräfin dachte nach. »John Sinclair«, murmelte sie, »ein Name, der nicht unbekannt ist.«
»Ach ja?«
»Zumindest in Schottland.«
»Das stimmt.«
»Es gab mal einen Henry Sinclair. Er lebte vor einigen Jahrhunderten, wenn ich mich nicht irre. Er ist leider von der Geschichte ignoriert worden, wo er doch eigentlich Amerika entdeckt hat.«
In mir hatten schon längst die Alarmglocken geschrillt. Sie hatte Recht, diese Person hatte es gegeben, und ich hatte so einiges an Stress mit ihr erlebt. Da brauchte ich nur an dieses verdammte Riesenherz zu denken und auch daran, dass ich gerade bei diesem Fall meinen Dolch verloren hatte.
Ich blieb gelassen. »Das mag sein, Madam, dass es einen Henry Sinclair gegeben hat. Allerdings bin ich in diesen Dingen nicht sehr bewandert, Sie müssen schon verzeihen.«
Sie lachte und sagte: »Ich glaube Ihnen nicht.«
»Daran kann ich dann auch nichts machen. Aber – wer sind Sie, Gräfin?«
Es sah aus, als wollte sie sich auf die Zehenspitzen stellen, um sich größer zumachen, bevor sie antwortete. »Mein Name ist Giselle Smith-Prange.«
»O – und eine Gräfin.«
»Ja, Mister Sinclair. In meinen Adern fließt sowohl englisches als auch französisches Blut.«
»Und Sie kennen Lorna Löhndorf, deren Name sich deutsch anhört.«
»Sie war mein Ziehkind.«
»Verwandt?«
»Nein, aber ich wollte sie. Ihre Eltern kennt sie gar nicht. Sie wuchs bei mir auf.«
»Bis in die Sechziger Jahre?«
»So ist es.«
»Dann wurde sie vergessen, denke ich.«
Die Gräfin Smith-Prange runzelte die Stirn. »Vergessen«, echote sie

flüsternd und schaute dabei auf ihre faltigen Handrücken. »Das ist aber ein übles Wort. Ich bin mittlerweile neunzig, einen derartigen Vorwurf habe ich bisher noch nicht zu hören bekommen, das möchte ich Ihnen mit aller Deutlichkeit sagen. Ihr Verhalten, junger Mann, forderte meine Unbilden heraus.«

»Das hatte ich nicht vor.«

Sie winkte ab. »Ich verzeihe Ihnen. Ja, doch, ich denke nicht mehr darüber nach. Junge Leute sind noch nicht so reif wie ich.« Sie schaute sich um. »*Wie* sagten Sie? Vergessen? Ich hätte Lorna vergessen?«

»Genau.«

»Pardon, das finde ich nicht gut. Wir haben Sie nicht vergessen. Sie wusste, was auf sie zukam. Sie wusste genau, wofür sie lebte. Unser Zirkel war ein besonderer. Wir haben uns diese alte Station schließlich nicht grundlos ausgesucht. Ich führte die Gruppe, ich lebe noch. Man hat mir die Gnade erwiesen, ein sehr langes Leben zu führen. Ich gehe mit dem Jahrhundert, junger Mann, und wir haben die kleine Lorna wirklich nicht vergessen. Sie war vorgesehen. Sie sollte *ihm* gehören.«

»Ihm?«, wiederholte ich.

»Sicher.«

»Und wer ist er?«

»Der Mächtige, ein Fürst. Er herrscht über die Finsternis. Viele bezeichnen ihn als Teufel, für mich ist er der Fürst. Wir haben ihn schon immer geliebt.«

»Auch damals?«

»Natürlich.«

»Und Lorna?«

»Spielte eine entscheidende Rolle bei uns. Sie war die Jüngste. Ich habe sie all die Jahre auf dieses große Ereignis vorbereitet, denn sie sollte ihm gehören.«

So etwas Ähnliches hatte ich mir schon gedacht, aber da musste einiges *nicht* gepasst haben. »Wollte sie das denn?«, erkundigte ich mich lächelnd.

»Sie musste.« Die Gräfin bewegte ihre Schultern wie bei einer Lockerungsübung. »Es blieb ihr nichts anderes übrig. Schließlich habe ich sie mehr als zwanzig Jahre betreut. Sie können mir glauben, Lorna kriegte nur das Beste vom Besten. Wie es sich eben in unseren Kreisen gehört. Viele Menschen sterben früher. Da konnte sie mir schon eine gewisse Dankbarkeit entgegenbringen.«

»Ja, für den Teufel.«

»Er ist der Fürst.« Giselle Smith-Prange schüttelte den Kopf. »Nehmen Sie es mir nicht übel, Mister Sinclair, aber Sie scheinen für meinen Fürsten nicht viel übrig zu haben. Oder sollte ich mich da irren?«

»Nein.«

»Sie mögen ihn also nicht?«

»So ist es.«
Die Gräfin sprach ihren Leibwächter an. »Gefällt dir das, Luke, wie er reagiert?«
»Überhaupt nicht.«
»Das dachte ich mir. Hat es denn Sinn, ihn überzeugen zu wollen?«
»Weiß nicht.«
»Bitte, Luke…«
»Ich denke nicht, Gräfin. Er gehört nicht zu uns. Er wird den Fürsten nicht lieben.«
»Ja«, sagte sie und nickte. »Das denke ich allmählich auch. Es ist schade, Mister Sinclair. Wir lieben ihn, und wir mögen die Menschen nicht, die ihn ablehnen. Wissen Sie denn, was mit denen geschieht, die ihn nicht mögen?«
»Nein, aber ich kann es mir denken.«
»Wie schön. Luke wird sich um Sie kümmern. Er wird mit Ihnen hinausgehen. Eigentlich sind Sie mir ja sympathisch, und deshalb werde ich Luke bitten, es kurz und schmerzfrei zu machen. Keine Folter, keine Qual, eine glatte Kugel, das ist es doch.«
Luke grinste.
Er freute sich.
Zwei Sekunden später grinste er nicht mehr. Wahrscheinlich war er es nicht gewohnt, Menschen gegenüberzustehen, die sich auch wehren konnten, aber er schaute plötzlich in die Mündung der Beretta, und eine Kugel schien ihm nicht zu schmecken.
Giselle Smith-Prange reagierte nicht. Sie behielt die Fassung, schließlich war sie von Adel.
»Ich denke, Luke, dass Sie jetzt mal vor mir hergehen. Die Idee, draußen weiterzureden, war gar nicht so schlecht. Aber Sie verstehen, dass ich es hasse, mit Blei gespickt zu werden.«
»Das glaube ich.«
»Dann los!«
»Gräfin?«, fragte er.
Die nickte. »Geh nur mit ihm. Es wird sich sicherlich alles zu unseren Gunsten wenden.«
Ihre Sicherheit ließ mich unbeeindruckt, aber ich vergaß sie nicht.
So klein und alt sie auch sein mochte, sie war eine unglaublich starke Persönlichkeit und verfügte über Macht. Sogar ein Typ wie Luke gehorchte ihr, da brauchte sie nur einmal mit ihren falschen Wimpern zu klimpern.
Luke lächelte, als er ging. Unsicher war er nicht. Er wirkte gelassen, hob sogar die Arme etwas an, als er sich in Bewegung setzte.
Die Situation schien ihm nicht neu zu sein.
»Ich wollte Ihnen noch etwas sagen, Mister Sinclair!«, krächzte die alte Gräfin. »Sehr lange musste ich suchen, um Luke zu finden. Er ist

ein besonderer Mann, sieht so grau aus wie ein Zombie, das ist er jedoch nicht. Man hat ihn mal *den Löwen* genannt. In Afrika war er bekannt. Da hat er einige Orden gesammelt.«

»Wie schön für ihn«, sagte ich nur. Ansonsten ließ ich mich nicht ablenken. Dass die Sache hier noch nicht ausgestanden war, stand für mich fest. Dieser Fall war bösartig und heimtückisch. Er hatte sich förmlich herangeschlichen. Ein harmloser Beginn, danach die Steigerung, und ich wurde das Gefühl nicht los, dass wir uns allmählich dem Finale näherten. Hoffentlich endete es nicht blutig.

Ich wollte Luke aus der Station haben und trieb ihn deshalb auf den Bahnsteig. Noch hielten sich Tageslicht und Dämmerung die Waage, aber die Natur hatte sich schon verändert. Sie war zu einem seltsamen Farbengemisch geworden, in dem die grauen Töne überwogen, noch verstärkt durch den leichten Dunst.

Der Sumpf atmete aus.

Als bestünde seine Oberfläche aus dicken Mäulern, so drückte er den Nebel hervor. Leichter Wind spielte mit den Wolken, als wären sie Vorhänge an einem nicht geschlossenen Fenster. Der verlassene Bahnhof wirkte plötzlich wie eine alte Geisterstätte. Eine bessere Kulisse für einen Gruselfilm hätte es kaum geben können.

Selbst die Geräusche unserer Tritte klangen gedämpft. Die Laternenpfähle sahen aus wie starre Wächter, die sich nie von ihrer Stelle rührten. Sie würden kein Licht mehr abgeben, überhaupt war die Stille sehr dicht und bleiern.

Der Mann vor mir hielt noch immer seine Hände hoch. Er hatte den Kopf leicht gedreht, als wollte er über die Schulter zurückschauen, um mich ansehen zu können. Ich sah ihn im Profil und entdeckte auch sein Lächeln auf den Lippen.

Von der alten Giselle Smith-Prange hörte ich nichts. Sie blieb zurück, und auch ihr Ziehkind ließ sich nicht blicken. Nicht dass ich mich darum gesorgt hätte, aber sie war sicherlich nicht verschwunden und lauerte auf eine günstige Gelegenheit. Möglicherweise setzte sie auch auf mich. Wenn ich Luke ausschaltete, hatte ich ihr einen Gefallen getan.

Sehr gespannt war ich darauf, wie sie mit der Gräfin abrechnen würde. Bestimmt wusste Lorna, dass man sie hatte dem Teufel opfern wollen, und dafür würde sie sich rächen. Sie hatte sich schon gerächt, nur eben an den falschen Personen, denn Earl Taggert und auch Vinc Conlon hatten mit ihr persönlich nichts zu tun gehabt.

Sie war gefährlich.

Ich suchte sie, wobei ich gleichzeitig meinen Vordermann im Auge behielt. Er war am Rand des Bahnsteigs stehen geblieben und sah aus wie jemand, der sich nicht entscheiden konnte, wie es nun weitergehen sollte.

»Was ist denn nun, Sinclair?«
»Vorgehen.«
»Auf die Gleise?«
»Sicher.«
»Und dann?«
»Erst einmal dahin, und dann werden Sie sich setzen, Meister.«
Luke lachte. Dann versuchte er witzig zu sein. »Was ist denn, wenn ein Zug kommt?«
»Werden Sie platt sein.«
»Ich liebe deinen Humor, Meister.«
Er kletterte von der Kante den verrosteten Gleisen entgegen.
Die Gräfin hatte es im Stationsgebäude nicht ausgehalten. Sie war uns gefolgt. Ihre Stimme klang hinter mir auf. Dem Tonfall konnte ich entnehmen, dass sie noch an der offenen Tür stand. »Sinclair, ich denke, dass bald etwas passieren wird.«
»Ja, mit Ihrem Luke.«
»Haben Sie neue Befehle für mich, Gräfin?« Luke stand jetzt tief er, die Arme noch immer hoch. Ich zielte mit der Beretta auf seinen Schädel.
»Sie nicht, aber ich. Die Waffe weg.«
»Wieso? Sie haben doch…«
»Ihre Waffe.«
»Tu es schon, Luke!«
Er gehorchte der Gräfin. Sehr vorsichtig griff er unter seine Oberkleidung und holte einen großkalibrigen Revolver hervor. Damit konnte er einen Elefanten zu Boden strecken. Locker schleuderte er sie auf die andere Seite der Schienen.
»Zufrieden?«
»Noch.«
Hinter mir meldete sich Giselle Smith-Prange mit einem hässlich klingenden Kichern. Abrupt brach es ab. »Sie haben den Gipfel erreicht, Sinclair, und den Bogen überspannt. Ab jetzt geht für Sie nichts mehr, glauben Sie mir.«
»Ach ja?«
»Sie sind da!«
Drei Worte, die aus drei Schreien bestanden. Und plötzlich war alles ganz anders. Es brach nicht die berühmte Hölle los, aber es passierte nun etwas, das ich schon einmal miterlebt hatte.
Die Invasion begann.
Und damit kamen die Fledermäuse!

***

Sie mussten ihre Plätze im Kamin, wo sie wie fettige Fliegen dicht an dicht geklebt hatten, sehr leise verlassen haben. Dann hatten sie sich

im Stationsgebäude versammelt und waren plötzlich aus den Türund Fensteröffnungen herausgeflogen, um sich auf die Ziele zu stürzen.

Bevor sie mich erreichten, schoss mir noch ein Gedanke durch den Kopf. Diese Tiere schienen Lorna Löhndorf zu gehorchen, sie wurden von ihr gelenkt und brachten meinen gesamten Plan durcheinander. Ich konnte mich nicht mehr auf Luke konzentrieren, denn die Tiere waren blitzartig über mir.

Natürlich hätte ich ihn erschießen können, nur wäre mir das nie in den Sinn gekommen. Er selbst hatte mein Leben nicht bedroht und wurde zudem auch angegriffen.

Sie fielen wie schwarze Säcke über uns. Aggressiv, blutgierig und beutehungrig stießen sie auf uns herab. Ich spürte sie überall, besonders deutlich am Kopf, der eines ihrer besonderen Ziele war. Ihre zuckenden Schwingen klatschten wie ledrige Lappen gegen meine Haut. Auch der behaarte Kopf war für sie ein wichtiger Landeplatz.

Mit ihren Krallen stießen sie zu, klammerten sich fest, bissen, ich schlug um mich und bemerkte nicht einmal, dass ich dabei zur Seite und gleichzeitig nach vorn taumelte, weil mir die zahlreichen Körper die Sicht nahmen.

Ich bewegte mich geduckt weiter, schlug um mich, hielt die Pistole noch immer fest, und mit ihr schlug ich gegen diese blutgierigen, kleinen Monstren, erwischte sie auch.

Manche fielen zu Boden.

Ich zertrat sie.

Ich schlug wieder zu.

Trat noch einmal nach.

Unter meinen Füßen verwandelten sich die Körper in einen glatten Matsch, der rutschig war. Die Fledermäuse waren sehr zahlreich. Sie schienen immer wieder Nachschub zu bekommen, aus allen Löchern stiegen sie auf, sie waren nicht zu halten, kleine böse Teufel, die mich in verdammte Schwierigkeiten brachten. Aber auch Luke.

Er war ebenfalls zu einer Beute geworden. Ich ahnte dies mehr, als dass ich es sah. Zweimal gelang mir ein kurzer Blick auf ihn. Er stand noch auf den Gleisen, und seine Arme bewegten sich dabei wie Dreschflegel, um an die kleinen Bestien heranzukommen.

Ich hetzte und taumelte geduckt weiter. Irgendwie musste ich sie loswerden, schon einmal hatte ich es geschafft, aber dem Glück folgte zumeist eine Pechsträhne.

Davon blieb auch ich nicht verschont.

Mein Pech war ein Laternenpfahl.

Ich hatte ihn einfach nicht sehen können, weil eben die Tiere vor meinem Gesicht wirbelten. Dafür spürte ich ihn, denn ich lief genau dagegen.

Etwas Glück hatte ich trotzdem. Ich schlug mir nicht die Nase ein,

dafür prallte ich mit der Stirn vor den verrosteten Metallpfosten, und für die nächsten Sekunden vergaß ich die Fledermäuse, denn sie hatten sich in blitzende Sterne verwandelt.

Alles war plötzlich anders geworden. Ich taumelte zurück, mein Kopf schmerzte, die Stirn brannte, jeden Augenblick konnte sie explodieren. Ich verlor die Orientierung, was die blutgierigen Bestien ausnutzten.

Sie stürzten sich erneut auf mich. Diesmal hatten sie einen Wehrlosen vor sich. Zwar schlug ich noch nach ihnen, nur waren die Bewegungen mehr ein Alibi. In ihnen steckte kaum noch Kraft.

Damit konnte ich keine Fledermaus vernichten.

Das nächste Pech erwischte mich Sekunden später. Ich stürzte ab – vom Bahnsteig in die Tiefe – und landete auf einer verrosteten Schiene.

Mein Fuß knickte weg. Ich fiel zur linken Seite hin. Es gab nirgendwo einen Gegenstand, an dem ich mich festhalten konnte. Für einen winzigen Moment kam ich mir vor wie jemand, der einfach in die Unendlichkeit hineinsackte.

Dann lag ich flach.

Über mir tobten die Fledermäuse, deren Blutgier noch immer nicht gestillt war. Sie wollten mich erwischen, mir das Blut aussaugen.

Und dann kam noch jemand. Ein großer Schatten.

Eine Riesenfledermaus.

Ich hatte falsch gedacht, der Schatten war keine fliegende Bestie, sondern ein Mann.

Luke stand plötzlich vor mir.

Ich lag noch immer auf dem Rücken. Aus dieser Perspektive erinnerte er mich an einen Riesen. Aber wo, zum Henker, waren die Fledermäuse? Hatten sie sich zurückgezogen, verkrochen?

Ich sah sie nicht mehr, und ein Verdacht erhielt neue Nahrung. Ich brachte es nicht mehr auf ein Ergebnis, denn ich musste mich um Luke kümmern. Sein Gesicht zeigte mir, was er vorhatte. Giselle Smith-Prange hatte mich tot sehen wollen, für so etwas war Luke zuständig.

Leider war ich noch zu sehr durcheinander. Ich hätte Minuten gebraucht, um mich zu erholen. So aber musste ich ran.

Luke schlug mir die Waffe aus der Hand. Sie landete irgendwo zwischen den Schienen. Ich hörte Luke knurren.

Der erste Erfolg hatte ihn leichtsinnig gemacht. Mit dem nächsten Schlag wollte er mein Gesicht zerschmettern.

Die Faust erwischte mich nicht. Ich hatte mich zur Seite gedreht, Luke geriet ins Taumeln, ging dabei vor und blieb mit der Fußspitze an einer der Schwellen hängen.

Ich traf ihn aus der Drehung mit dem Ellbogen.

Sein Schrei war dumpf. Die Lippe platzte auf. Ich setzte nach und erwischte ihn mit einem Tritt.

Er flog nach hinten. Dabei drehte er sich. Mit dem Rücken landete er auf der Bahnsteigkante. Das musste ihm weh getan haben, aber Luke war wie aus Eisen, schnellte hoch, drückte seinen Kopf nach vorn und startete.

Diesmal kam ich nicht so schnell weg. Der Kopfstoß in den Leib nahm mir die Luft. Ich sah plötzlich nichts mehr. Die Welt verschwamm vor meinen Augen. Es gab keinen Unterschied zwischen dem Himmel und der Erde. Ich war wie eingetaucht in eine Insel, und nur das heftige Keuchen des Mannes erinnerte mich daran, dass ich mich noch immer in einer verdammt brenzligen Lage befand.

Er kam und schlug.

Zum Glück traf er mich nicht voll, aber dieser Stoß schleuderte mich trotzdem nach hinten, und so fiel ich rücklings wieder auf den Gleiskörper.

Ich hörte ihn lachen.

Auch andere Stimmen drangen an meine Ohren. Ob die Gräfin gesprochen hatte, bekam ich nicht heraus, jedenfalls wollte Luke ein Ende machen. Ich riss weit die Augen auf. Das verdammte Zwielicht ließ ihn mehr wie einen Schatten aussehen. Er bückte sich. Ich war diesmal nicht sein Ziel. Wieder hörte ich ihn sprechen und knurren zugleich. Seine Hände wühlten über den Boden. Dort suchte er etwas, und in meinen Ohren klangen die typischen Geräusche nach, die entstanden, wenn Steine bewegt wurden und gegeneinander klatschten.

Steine!

Ein Stein!

Alarm!

Die nächsten Sekunden konnten über Leben und Tod entscheiden.

Wenn es dem anderen gelang, mir den Stein auf den Kopf zu schmettern, war es aus.

Er kam wieder hoch.

Der Stein war ziemlich groß. Er musste ihn mit beiden Händen anfassen. Sein Gesicht hatte sich verzerrt. Das Grinsen wirkte böse und teuflisch. Dann sah ich den Schatten. Ich hörte ihn auch. Luke musste ihn ebenfalls hören, denn die Lore rollte nicht lautlos auf ihn zu, aber er ignorierte sie einfach.

Er wollte mich killen.

Ich schrie ihm etwas zu.

Er hörte nicht.

In diesem Moment, erwischte ihn das Gefährt!

***

Giselle Smith-Prange zitterte vor Erregung. Ihre müden, alten Augen glänzten. Schon längst wusste sie, dass sich Lorna Löhndorf in der

Nähe befand. Alles hatte sie mitbekommen, denn die Fledermäuse waren ihr Zeichen gewesen.

Die Vorboten.

Die Gräfin hatte sich nicht gerührt. Zwar waren einige dieser kleinen Bestien gegen sie geprallt, hatte auch an ihrem Hut gezerrt und gezupft, aber keines der Tiere war scharf auf ihr Blut gewesen. Sie wollten die Männer.

Giselle Smith-Prange schaute nur zu. Sie liebte die Gewalt. Sie mochte es, wenn Männer sich schlugen. Früher hatten sie sich um sie geprügelt, aber die Zeiten lagen lange zurück, schade. Nur der Wunsch war geblieben, und so stand sie da und schaute zu. Die Hände hielt sie zu Fäusten geballt, die Leuchtkraft in ihren Augen verstärkte sich, sie atmete mit offenem Mund, als sie zuschaute, wie sich beide Männer gegen den kontrollierten Ansturm zur Wehr setzten.

Ja, er war kontrolliert, denn diese Tiere wussten sehr genau, was sie wollten.

Immer wieder schlugen und bissen sie zu. Die Gräfin fragte sich, wie lange sie durchhalten würden.

Dann nahm sie eine Bewegung wahr. Leider nur aus dem Augenwinkel. Als sie den Kopf drehte, da war diese Bewegung nicht mehr zu sehen. Aber sie hatte sich auf keinen Fall geirrt, und es war auch kein Tier gewesen, das sich aus seiner Deckung gelöst hatte.

Ein Mensch auf zwei Beinen. Eine Frau!

Sie – Lorna Löhndorf.

Giselle Smith-Prange wollte den Namen rufen, zu spät. Flüsternd sprach sie ihn noch aus, und ihre Worte verloren sich im Nebel.

Lorna war verschwunden.

Es gab aber die beiden Männer, deren Kampf noch längst nicht beendet war.

Die Fledermäuse hatten sich zurückgezogen und wieder dunkle Stellen aufgesucht. Beide Männer hatten freie Bahn. Sie würden sich nichts schenken, dessen war sich die Gräfin sicher.

Und sie wunderte sich darüber, wie gut in Form dieser John Sinclair war. Er bot Luke Paroli, das schafften nur wenige Männer, denn dieser Kerl hatte eine jahrelange Erfahrung darin, was das Töten und Zusammenschlagen von Widersachern anging.

Dieser Kampf sah aus, als sollte er ganz nach ihrem Geschmack werden. Die Gräfin löste sich von der Wand. Zwei kleine Schritte trat sie vor. Den Hut hatte sie etwas zurückgeschoben, weil sie von der Krempe nicht behindert werden wollte. Sie sah jetzt besser, und der Kampf dieser beiden Giganten wurde fortgeführt.

Sinclair erholte sich wieder.

Er trieb den anderen zurück. Die Gräfin presste Lukes Namen durch die fast geschlossenen Lippen, als wollte sie ihn so anfeuern, es noch

einmal zu versuchen.

Bis Sinclair sich nicht mehr rührte. Bis er tot war…

Ihr schien es, als hätte Luke ihren Wunsch genau verstanden. Diesmal kam er. Seine Kondition war kaum zu beschreiben. Er wuchtete sich vor und erwischte Sinclair mit einem harten Kopfstoß.

Der Mann konnte sich nicht mehr halten. Er flog zurück, landete auf dem Rücken.

Jetzt konnte Luke sich austoben.

»Ja!«, stieß die Alte hervor. »Ja, mach es!« Bei jedem Wort bewegte sie ihren Arm hektisch nach vorn, zog ihn zurück und stieß ihn abermals nach vorn.

Luke ließ sich Zeit. Die Alte verstand das nicht. Bis sie sah, dass er einen Stein gefunden hatte. Er war ziemlich groß, und Luke musst ihn mit beiden Händen halten. Mit dem Gleichgewicht bekam er leichte Schwierigkeiten. Sinclair schien ihn doch härter erwischt zu haben, als es den Anschein gehabt hatte.

Doch da war noch etwas.

Ein Schatten bewegte sich, wie von unsichtbaren Händen gelenkt, hinter Luke her.

Der war so auf seinen Gegner fixiert, dass er die Lore weder sah noch hörte.

Plötzlich konnte die Gräfin schreien, auch wenn nur krächzende Schreie ihren Mund verließen.

Die Lore rollte weiter.

Nicht sehr schnell, aber mit einer tödlichen Präzision. Für Luke gab es keine Chance mehr, und von den Lippen der Gräfin löste sich ein wilder Fluch…

***

Ich lag auf dem Rücken und bekam alles genau mit, als liefe vor mir ein Film ab, der genau dann stoppte, als er seinen Höhepunkt erreicht hatte. Da wurde er zu einem Standbild. Dieses Standbild blieb nur wenige Augenblicke lang, dann erwischte die Lore Luke mit ihrem scheußlichen Inhalt genau im Rücken.

Den Stein warf er noch. Der plötzliche Stoß aber hatte ihn nach vorn getrieben und zwangsläufig die Richtung seiner Arme verändert. Er flog nicht mehr schräg nach unten, sondern wuchtig über mich hinweg, als wäre er zu einer Rakete geworden.

Wo er landete, sah ich nicht. Mir kam es jetzt darauf an, mein Leben zu retten.

Die Lore hatte Luke erwischt. Für einen winzigen Augenblick war sie durch dessen Körpergewicht gebremst worden. Luke schrie noch, er taumelte vor und dabei auf mich zu, aber er war nicht schnell genug, und die Masse der Lore drückte ihn nach vorn.

Er fiel auf den Bauch.

Zum ersten Mal hörte ich ihn schreien, da aber bewegte ich mich bereits zur Seite. Mein Überlebensinstinkt hatte fantastisch reagiert.

Trotzdem war ich nicht sicher, diesem Mordinstrument entkommen zu können. Lukes Schreie brachen ab. Die Lore schwankte, als sie über den Körper hinwegrollte, sie sah so aus, als würde sie jeden Moment aus den Gleisen rutschen und umkippen. Noch hatte sie mich nicht erwischt, und ich kletterte wie ein übergroßes Insekt die andere Bahnsteigkante hoch, um mich in Sicherheit zu bringen.

Die Lore streifte noch meinen linken Fuß. Ein harter Schlag, ich zuckte mit dem Bein zurück und rollte mich auf der anderen Seite des Bahnsteigs ab.

Die Lore rumpelte an mir vorbei.

Es war verrückt. Ich kam mir vor wie von heftigen Stromstößen durchtobt. Für einen Moment wurde mir schwarz vor Augen, nur wusste ich gleichzeitig, dass ich mich nicht ausruhen konnte.

Jemand hatte die Lore angeschoben. Bestimmt nicht die Gräfin.

Dann die Frau mit dem Messer.

Ich suchte sie.

Lorna war nicht zu sehen.

Dafür sah ich Giselle Smith-Prange. Sie stand auf der anderen Seite des Bahnsteigs. Im dämmrigen Zwielicht wirkte sie wie ein kleiner, verschwommener Schatten, dessen Kopf von einem breiten Ring umrandet wurde. Sprechen konnte sie nicht.

Die Lore war weitergerollt und schließlich zum Stillstand gekommen. Ich trat wieder dicht an die Bahnsteigkante heran und schaute auf den Gleiskörper.

Dort lag Luke.

Bewegungslos und auf dem Bauch. Er wirkte wie eine automatische Puppe, die abgestellt worden war. In seinen Gliedern steckte keine Kraft mehr, und mit dem Unterteil musste die Lore auch seinen Kopf erwischt haben.

Ich dachte an meine verloren gegangene Beretta. Sie war wichtig, und sie musste auch irgendwo auf dem alten Gleiskörper liegen.

Leider wuchs das Unkraut zwischen den Schwellen so hoch, dass ich die Waffe nicht so schnell fand.

Ich wollte wieder hinabspringen, als mich die Stimme der Gräfin erreichte. »He, Sinclair…«

Sehr langsam schaute ich hoch.

Ich hatte schon geahnt, dass etwas passiert sein musste und sah mich nicht getäuscht.

Giselle Smith-Prange stand noch immer auf der gleichen Stelle.

Nur hatte sich zu ihr eine zweite Person gesellt. Lorna Löhndorf wirkte gegen die kleine Gräfin wie ein Riese, und das Messer lag so

dicht an ihrer Kehle wie ein straff gespannter Galgenstrick…

***

Sie brauchte nichts zu sagen, ich wusste auch so, was sie wollte. Diese Gestik sprach Bände. Lorna Löhndorf war erschienen, um abzurechnen. Wahrscheinlich wollte sie endgültig einen Schlussstrich unter ihre Vergangenheit ziehen. Ich konnte mir gut vorstellen, dass sie den faltigen Hals der alten Frau, ohne mit der Wimper zu zucken, durchschnitt.

Lorna war an der Reihe, nicht ich. Aus diesem Grund blieb ich auch stehen und schaute die beiden über die Gleise hinweg nur an.

Die anbrechende Dunkelheit hatte sich weiter vorgeschoben. Der aus dem Sumpf steigende Dunst wehte schleierhaft über das Gelände des alten Bahnhofs. Er war wie ein bleichgraues Tuch, das nur wenige Lücken aufwies.

Ich wartete noch immer.

Lorna Löhndorf schwieg, war aber voll konzentriert. Obwohl sie mich mit ihren düster-dunklen Augen anschaute, hatte sie auch die Gräfin unter Kontrolle. Die Hand mit dem Messer zitterte nicht, und die Klinge lag wie eine spiegelnde Scherbe am Hals der alten Frau.

»Sie hat es geschafft, Sinclair, sie hat es tatsächlich geschafft!«, flüsterte Giselle Smith-Prange. »Meine damalige Erziehung hat Früchte getragen. Das Kind hat sich nicht einmal verändert. Es sieht noch so aus wie früher. Als wären die dreißig Jahre nicht gewesen. Im Gegensatz zu mir, denn bei mir hat das Alter zugeschlagen. Ich bin von ihm erwischt worden, es hat aus mir ein Wrack gemacht…«

»Sie haben sich den falschen Partner ausgesucht, Gräfin.«

»Ja, meinen Sie?«

»Die Hölle wird immer ihren eigenen Vorteil sehen.«

Sie lachte. Es hörte sich an wie ein Husten. »Ja, das kann schon sein, aber warum ist das Kind nicht gealtert? Warum sieht Lorna noch so aus wie damals?«

»Macht der Teufel Unterschiede?«

»Bei ihr schon. Sie war als Opfer gedacht. Wir haben sie hier gelassen, Satan sollte sich um sie kümmern. Das ist doch so, Lorna, nicht wahr? Du bist hier auf dem Bahnhof geblieben…«

Giselle Smith-Prange stellte es raffiniert an. Sie wollte Lorna in das Gesprach verwickeln, um sie eventuell ablenken zu können, aber die Leichen-Lady ließ sich darauf nicht ein. Das Messer bewegte sich um keinen Millimeter von seinem Platz weg, als sie auf die Bemerkung einging und eine Antwort gab.

Ihre Stimme klang mädchenhaft und zugleich böse. In ihr lauerte etwas, das noch nicht richtig zum Ausbruch gekommen war. Die Augen funkelten wie der Widerschein eines düsteren Höllenfeuers.

Die Unterlippe schob sie vor, als wollte sie im nächsten Moment einen Kirschkern ausspeien. »Ja, es stimmt, ich bin hier auf dem Bahnhof geblieben. Der Teufel sollte mich holen. Man hat mich gut vorbereitet auf ihn. Ich habe all die Schwarzen Messen erlebt, die hier gefeiert wurden. Dekadente Menschen, die vor Langeweile beinahe umkamen, die nicht wussten, wie sie sich ihre Zeit vertreiben sollten und die letztendlich auf den Teufel und sein Reich gekommen waren. Sie wollten vieles von ihm, vor allen Dingen Abwechslung, aber sie mussten auch ein Opfer bringen, das war ich.«

»Du hast bei mir ein gutes Leben gehabt, Kind.«

»Ich weiß, Tante Giselle, ein sehr gutes sogar. Ich habe die besten Schulen durchlaufen, ich war immer unter Kontrolle, nur durfte ich nie so aufwachsen wie andere Kinder. Ich blieb bei euch, ihr habt mich geprägt.«

»Nur für ihn. Du solltest in seinem Sinne leben.«

»Jetzt lebe ich auch!«, flüsterte sie.

»Dann hat er unser Opfer angenommen!«

Lorna akzeptierte diese Antwort nicht. »Nein, Tante, nicht er, auf keinen Fall! Er ist etwas anderes, damit meine ich meinen ER.«

»Wieso?«

»Er rettete mich.«

»Woher?«

»Erinnerst du dich nicht, Tante? Ihr habt mich nicht nur hier auf dem Bahnsteig gelassen, ihr habt mich sogar eingesperrt. Ich sollte nicht mehr wegkönnen, und erst der Teufel sollte mich holen. So war es vorgesehen. Damit ihr auch ganz sicher sein konntet, habt ihr mich in den Kamin gestopft…«

Giselle Smith-Prange lachte falsch. »Daran erinnerst du dich noch, mein Kind?«

»Sogar sehr gut.«

»Es musste so sein.«

»Nicht für mich, Tante, nicht für mich. Es war eine verdammte Zeit, die ich dort verbrachte. Ich konnte mich nicht befreien, ich klemmte fest, ich konnte mich nicht einmal bewegen. Ich sah Tage und Nächte kommen und gehen. Weißt du eigentlich, wie es ist, wenn ein Mensch weiß, dass er sterben muss?«

»Nein…«

»Ich will es dir sagen, Tante. Da zählt die Zeit nicht nur doppelt, sondern drei- und mehrfach. Da dehnt sich jede Sekunde, jede Minute wird zur Qual, die Stunden und Tage werden zu einer schrecklichen Folter. Man spürt, dass man ein Mensch ist, und man spürt auch, was ein Mensch alles aushalten muss und kann. Den Hunger, den Durst, der dich in den Wahnsinn treibt. Ich hätte mich selbst angefressen, wenn es möglich gewesen wäre, aber ich steckte fest. Der Kamin ist

schmal, ich konnte weder vor noch zurück, nicht nach oben und nicht nach unten. Ich war ein Nichts, ich war ein Mensch, der allmählich verfaulte, der laut geschrien hat, vergeblich. Aber darin kam er. Er hat mich gehört, Tante.«

»Nicht der Teufel?«

»Nein, kein Asmodis, sondern ein anderer. Auch ein Dämon, auch sehr mächtig. Einer, der auf der Suche war, weil er sich ein Imperium aufbauen wollte. Er hat meine lauten und stummen Schreie gehört. Er wollte mich nicht dem Teufel überlassen, und deshalb hat er mich befreit.«

Die Worte hatten Giselle Smith-Prange überrascht und auch nervös gemacht. Sie scharrte unruhig mit dem rechten Fuß und grübelte über eine Frage nach. »Wer hat so etwas geschafft? Wer ist so mächtig, dass er dem Teufel trotzt?«

»Mein Retter!«

»Hat er auch einen Namen?«

Diesmal gab ich die Antwort. »Massago heißt er!«

Beide Frauen hatten damit nicht gerechnet. Die Gräfin reagierte kaum, zudem ließ die Klinge es nicht zu, aber Lorna Löhndorf bewegte ihren Kopf und schaute in meine Richtung. »Du kennst ihn?«

»Ja. Der schwarze Engel mit den tödlichen Augen. Ein bösartiger Dämon, der immer auf der Suche ist.«

»Das stimmt. Mich hat er gefunden.«

»Und dir das Leben geschenkt.«

»Er nahm mich mit. Ich geriet mit ihm zusammen in die graue Welt der Geister. Hier war er der Herr, hier thronte er als Todesengel, und in dieser Welt machte er mich zu seiner Dienerin. Er hat mir versprochen, dass sich meine Rache erfüllen würde, aber es würden viele Jahre vergehen, denn der Teufel sollte nicht misstrauisch werden. Er musste erst vergessen, dass ihm ein Opfer entrissen worden war, und das hat er wohl jetzt. Nun ist es wie früher, aber diesmal bin ich am Drücker. Ich habe weitergelebt, ohne zu altern, die Gräfin ist zu einem Wrack geworden. Neben mir wirkte sie wie eine blutleere Mumie, ohne Saft und ohne Kraft. Würde ich sie nicht kennen, hätte sie mir direkt Leid tun können, doch ich kenne sie besser, deshalb tut sie mir nicht Leid. Dies ist die Stunde der Abrechnung, Sinclair. Sie wird sterben, du wirst sterben, denn in dieser Nacht triumphiere ich.«

Dass mit diesen Versprechungen nicht zu spaßen war, wusste auch die Gräfin. Obwohl ihr Leben schon so gut wie hinter ihr lag, wollte sie es nicht so einfach wegwerfen und krächzte die folgenden Worte. »Du solltest etwas tun, junger Mann. Es wäre besser für uns beide.«

Mit meiner Erwiderung brachte ich sie noch mehr in Verlegenheit.

»Warum sollte ich Sie retten? Ausgerechnet Sie, wo Sie mir ebenfalls den Tod gewünscht haben?«

»Es soll Ihr Schaden nicht sein.«
»Wollen Sie mich auch dem Teufel verkaufen?«
»Nein, Sie nicht, aber ich gehöre nicht zu den armen Menschen, wenn Sie verstehen. Ich bin reich, sogar ziemlich reich. Ich könnte auch Sie zu einem reichen Mann machen.«
»Darauf verzichte ich.«
»Hooo«, lachte sie. »Das habe ich noch nie gehört, dass jemand freiwillig auf Geld verzichtet, Reichtum ist keine Schande, und so nobel kann ein Mensch nicht sein.«
»Ich schon.«
»Bring sie um!«
Giselle Smith-Prange hatte die Kontrolle über sich verloren. Selbst bei diesen miesen Lichtverhältnissen war mir ihr verzerrtes Gesicht nicht entgangen.
Sie war wie eine bösartige Schlange, und die Hand mit dem Messer zuckte.
Auf einmal sah ich den dunklen Streifen an der faltigen Haut. Ein kleiner Schnitt nur, mehr nicht. Die Ouvertüre zu dem, was ihr noch bevorstand.
Die Gräfin schrie nicht, als Lorna sie zurückzerrte. Sie wollte mit mir im Stationsgebäude verschwinden und gab mir dies auch indirekt zu verstehen.
»Dich hole ich später!« Dann war sie weg.
Ich zwinkerte mit den Augen. Alles war so schnell gegangen, als wäre Lorna zu einem Geist geworden, der sich eben so rasant bewegte, ohne auf die normalen Gegebenheiten zu achten. Sie hatte mich stehen lassen, und ich dachte über ihr Versprechen nach. Bestimmt würde sie mich holen, wenn sie mit der »Tante« fertig war.
Ich blieb keine Sekunde länger an der Bahnsteigkante stehen. Federnd sprang ich zwischen die Gleise, duckte mich und suchte abermals den Boden ab, weil ich unbedingt meine Beretta zurückhaben wollte. Ich wusste auch ungefähr, wo ich sie verloren hatte. Im Gegensatz zu Lukes Waffe lag sie hier bei den Schienen.
Das Glück war diesmal auf meiner Seite. Etwas schimmerte auf dem dunklen Untergrund. Es war zwar auch dunkel, glitzerte aber auch.
Als ich die Hand um den kalten Griff gelegt hatte, fühlte ich mich wohler.
Natürlich konnte ich mit der Beretta das Grauen nicht vollends stoppen, auch das verdammte Messer nicht, das die Funktion eines Bumerangs hatte. Diese Waffe war etwas Besonderes, und Lorna verstand es ausgezeichnet, mit ihr umzugehen. Zudem war sie gewarnt, denn ich hatte einen Angriff abwehren können.
Bevor ich mich an die Verfolgung der beiden machte, schaute ich mich in der Umgebung um.

Massago war nicht zu sehen!

Er stand wie eine finstere Drohung hinter allem, er war der mächtige Dämon, der seine Fäden gezogen hatte, und er sorgte dafür, dass die anderen nach seiner Pfeife tanzten.

Er war nicht da, und trotzdem war er vorhanden. Irgendwie spürte ich ihn, und die beiden Fälle aus der Vergangenheit wurden wieder lebendig. Auch dort war es ihm gelungen, normale Menschen für sich zu gewinnen und sie in Mordwesen umzuwandeln. Da hatte ich das gleiche Fluidum gespürt, mir kam es vor, als wären überhaupt keine Jahre vergangen. Alles war wie damals…

Die Kette hatte ich wieder über den Kopf gestreift, und das Kreuz hing jetzt offen vor meiner Brust. Ich ließ mir Zeit und stürmte nicht wie ein Berserker in die Halle.

Neben der Tür blieb ich stehen. Die alte Wand war kühl. Ich spürte sie an der linken Schulter und an meinem Arm. Aus dem Innern hörte ich nichts. Der Bahnhof lag ebenfalls eingepackt in einer bedrückenden Stille.

Weiterhin trieben Dunstschwaden aus dem Sumpf kommend herbei und woben ihn ein wie ein Kokon.

Sekundenstille, die urplötzlich von einem scharfen und schrillen Frauenlachen zerstört wurde.

Das war nicht Giselle Smith-Prange gewesen.

Sie ächzte.

Wieder das Lachen.

Danach der stumpf klingende Entsetzensschrei der alten Gräfin.

Dann war es wieder ruhig.

Tödlich ruhig…

Okay, ich hätte in den Bau stürmen können, aber ich war nicht lebensmüde. Lorna Löhndorf war eine nicht zu unterschätzende Feindin. Sie konnte eine Falle aufgebaut haben, in die ich nicht hineintappen wollte. Deshalb war ich vorsichtig, auch wenn ich mir Sorgen um die alte Frau machte. Von ihr hörte ich nichts mehr. Wenn ein Geräusch erklang, verursachte ich es selbst, oder aber es drang aus dem fernen Sumpf an meine Ohren, wo zahlreiche Tiere die Nacht begrüßten.

Die Türöffnung malte sich als graues Rechteck ab. Wenn ich hindurchtrat, würde mein Schatten sehr deutlich zu sehen sein. Riskieren musste ich es trotzdem. Dabei hielt ich das Risiko so gering wie möglich, denn ich bewegte mich sehr schnell.

Wie ein Schatten huschte ich in die alte Station – und wurde von der Dunkelheit umfangen.

Sofort ging ich zur Seite weg. Mit schnellen Schritten erreichte ich die gegenüberliegende Seite, wo ich an der Wand zwischen zwei Fensteröffnungen meinen Platz fand.

Keiner hatte mich erwartet.
Ich stand allein in der Dunkelheit. Wirklich allein?
Um mich herum dampfte es. Ein ungewöhnlicher Dunst hüllte mich ein. Ich hatte ihn bei meinem Eintreten nicht gerochen, doch plötzlich war er da.
Kein Nebel, wenn, dann sehr dunkel und auch widerlich. Es roch nach Blut!
Ich schluckte.
Blutgeruch kannte ich. Ich mochte ihn nicht. Niemand war verletzt worden – oder?
Es gab nur eine Lösung.
Lorna Löhndorf hatte Giselle Smith-Prange getötet. Sie war darauf fixiert gewesen, sie hatte kein Erbarmen gekannt, sie hatte es mir versprochen.
Was hinderte mich trotzdem daran, dies zu glauben? Vielleicht der Gedanke, dass sie es sich zu leicht machen würde. Das passte einfach nicht.
Ein Schnitt und fertig.
Menschen oder Unmenschen wie sie wollten ihre Rache genießen, und ich hatte auch nicht den schrecklichen Laut vergessen, der nach draußen gehallt war.
Meine Magenmuskeln zogen sich zusammen, weil sich der Blutgeruch intensiviert hatte. In dumpfen Wolken wehte er wie ein fremdartiges Wesen durch die Finsternis.
Es roch süßlich, zugleich scharf und stockig…
Wo kam er her?
Da hörte ich das Kichern.
Ich schrak zusammen, als hätte man mich mit einer Peitsche geschlagen. Dieses Kichern war einfach grauenhaft. Es war über und neben mir, es hallte durch die leere Halle, als hätte ein Geist seinen Triumph mir ausgekippt.
Kein Geist, das war Lorna…
Das Kichern verstummte.
Fünf Sekunden wartete ich ab.
Dann rief ich ihren Namen.
Sie lachte wieder.
Diesmal hatte ich mich besser konzentriert. Ich wusste auch, woher das Lachen gekommen war.
Da gab es doch den Kamin!
Mein Hals trocknete aus, der Magen zog sich zusammen. Ich spürte den plötzlichen Druck, der meine Augen erwischte. Ob es an diesem Gestank lag oder an meinem Zustand, das konnte ich nicht sagen, jedenfalls musste ich mich den schrecklichen Tatsachen stellen.
Um den Kamin zu erreichen, ging ich quer durch den Raum. Viel

mehr sah ich nicht, nur schattenhaft zeichnete sich der Umriss des Kopfes und der des Körpers ab. Halbverwest schaffte es dieser Geruch nicht einmal, den anderen zu übertünchen.

Immer deutlicher schob sich der Umriss des Kamins aus der Düsternis hervor. Die große Haube wirkte wie eine gewaltige Kopfbedeckung, die jemand vergessen hatte, auf den Boden zu ziehen.

Eine Körperlänge davor blieb ich stehen.

Lorna meldete sich wieder. Zuerst lachte sie, dann sprach sie mit ihrer Flüsterstimme. Sie erreichte mich durch die breite Kaminöffnung wie ein schauriger Singsang. »Ich bin wieder hier oben, Sinclair. An meinem Platz.« Die Stimme erfuhr eine Veränderung. Jetzt redete sie wie ein kleines Mädchen. Sie kicherte auch so laut. »Hier oben an meinem Platz. Jetzt liebe ich ihn…«

Ich bewegte mich nach vorn.

Etwas rumpelte über mir.

Es drang kein Schwall Blut aus der Öffnung, aber der Geruch störte mich schon.

Wieder das harte Rumpeln. Eine Staubwolke drückte sich aus der Öffnung, und sie konnte nicht das verbergen, was sie eigentlich verdecken sollte.

Es war Giselle Smith-Prange!

Eine Tote!

Sie landete vor meinen Füßen, als hätte man sie einfach weggeworfen. Ich wollte hinausschauen, aber die Stimme dieser Lorna Löhndorf lenkte mich ab. »Ich habe es bewusst getan, weißt du? Auch sie sollte spüren, wie es ist, wenn man feststeckt. Sie sollte endlich merken, dass ich Qualen gespürt habe. Ja, verdammt noch mal, das sollte sie. Ich habe sie hineingedrückt und gestoßen, und dann…«, wieder das helle, böse Lachen. »Schau selbst nach.«

Wenn es je unschöne und furchtbare Fälle für mich gegeben hatte, so zählte dieser dazu.

Der Staub hatte sich gelegt. Nur noch vereinzelt rieselten Schmutzstücke aus der Öffnung. Ich benötigte nicht mal eine Lampe und hätte sie auch nicht eingeschaltet, denn so genau wollte ich nicht sehen, was mit Giselle Smith-Prange geschehen war.

Wie der Fuchs… wie der Fuchs … der Fuchs …

In meinem Gehirn sammelte sich die Erinnerung daran, und es stimmte tatsächlich.

Lorna Lohndorf hatte nicht nur einmal zugestochen, sondern ihr verfluchtes Messer öfter eingesetzt. Der Blutgeruch stammte von der Leiche. Ich konnte nicht sagen, ob das Blut derartig alter Frauen anders roch, hier war es der Fall. Möglicherweise lag es auch daran, dass sie zu den Teufelsanbetern gehört hatte und nun in der Hölle schmorte.

Ich riss mich zusammen. Nur nicht zittern, nur nicht durchdrehen, das brachte überhaupt nichts. Ruhig bleiben, nachdenken, keine Panik, nicht schreien.

Noch war sie da!

»Lorna…?«

Ich rief ihren Namen halblaut: Sie musste mich hören, obwohl sie in diesem Trichter oder im Kamin steckte.

Es kam keine Antwort.

Noch einmal rief ich nach ihr.

Diesmal hatte ich Glück. Kichern… erst laut, dann immer leiser werdend, bis es verstummte.

Lorna war verschwunden. Hatte sie sich aufgelöst und war wie ein Geist aus der Öffnung des Kamins gefegt?

Ich wusste die Antwort nicht. Auch als ich unter der Öffnung stand und hineinschaute, war nichts zu sehen. Nur die graue, staubige Finsternis, und ich musste mich schon sehr genau konzentrieren, um den helleren Ausschnitt zu entdecken.

Darüber schwebte der Himmel, der ebenfalls allmählich dunkler wurde. Stille…

Wie in einer Gruft.

Der Vergleich hinkte nicht einmal, denn in meiner unmittelbaren Umgebung lagen zwei Leichen.

Aus dem höllischen Spiel waren einige Personen ausgeschieden.

Aber es lagen noch genügend Karten bereit. Sie würden neu gemischt werden, denn auch mit drei Karten konnte ein neuer Anfang gemacht werden.

Die erste Karte war eine Dame – Lorna Löhndorf, die Leichen-Lady.

Die zweite war ein Mann – ich!

Aber es existierte noch eine dritte Karte, die ich auf keinen Fall vergessen durfte.

Massago, der schwarze Engel!

***

Da auch ich nur ein Mensch war, reagierte ich wie ein Mensch: Hass überflutete mich. Ja, ich hasste alles, was mit diesem verdammten Fall zusammenhing, und ich hasste vor allen Dingen die alte Station.

Ich konnte es in diesem zur Gruft gewordenen Raum einfach nicht aushalten. Die Leichen und der Blutgeruch trieben mich nach draußen. Ich wollte nicht mehr bleiben, es widerte mich an, aber ich vergaß nicht, dass Feinde lauerten.

Ich war sehr vorsichtig.

Erst als ich auf dem dunklen und dunstverhangenen Bahnsteig stand, holte ich wieder normal Luft. Auch der Sumpf gab den für ihn typischen Geruch ab, aber es war die reinste Luft im Vergleich zu

dem, was ich hinter mir hatte. An eine Laterne gelehnt blieb ich stehen und ruhte mich für einen Moment aus. Meine Gedanken kreisten um das Erlebte, aber ich dachte auch an Massago.

Ein Maskengesicht, kalte Augen, den Tod abstrahlend. Ein Dämon aus dem grauen Zwischenreich des Todes, der immer wieder auf der Suche nach Menschen oder Opfern war.

Kein Lebewesen hielt sich in meiner Nähe auf. Ich hörte keinen Schritt, auch nicht das schnelle Tappen irgendwelcher Tierfüße. Die Umgebung war eingefroren, und ich machte keine Ausnahme, denn ich bewegte mich ebenfalls nicht vom Fleck.

Es war kälter geworden. In meinem Kopf hatte sich ein leichter Druck ausgebreitet. Der Kampf gegen Luke steckte mir noch in den Knochen. Beide hatten wir einstecken müssen, nur hatte sich das Glück diesmal auf meine Seite gestellt.

Lorna zeigte sich nicht. Die Leichen-Lady kannte sich hier aus. Sie wusste sehr gut, wie sie sich zu bewegen hatte, ohne selbst gesehen zu werden.

Das hier war ihr Reich, hier fühlte sie sich wohl, hier war sie die Königin, unterstützt von Massago.

Immer wenn ich an ihn dachte, überfiel mich ein kalter Schauer. Er würde sich noch im Hintergrund halten und von dort sicherlich die Rache seines Schützlings genießen.

Wer war Massago? Was war er? Wie konnte er sich bewegen?

Schnell oder langsam? War er nur Geist, schaffte er die Materialisation? Es war einfach zu lange her, meine Erinnerung an ihn war verblasst, zudem hätte ich ihn auch nur ganz kurz gesehen. Es lief alles so, wie ich es nicht haben wollte.

Stille… Ich hörte den eigenen Atem.

Er strömte aus meinem Mund, und ich hatte das Gefühl, als würde er auf meiner Haut gefrieren. Diese Kälte kam nicht von dieser Welt.

Etwas anderes hatte sich in sie hineigeschoben.

So gut wie möglich ließ ich meine Blicke schweifen. Vom Himmel sah ich nicht viel, er war nicht mehr als eine graue Decke, an der dunkle Wolken klebten. Die Tierstimmen aus dem Sumpf waren jetzt noch besser zu hören. Leise Schreie, hin und wieder auch ein lang gezogenes Quaken, wenn sich Frösche meldeten.

Ich wartete, hörte ein Klatschen – fuhr herum, atmete auf, denn es war ein Vogel, der sich aus seinem Versteck gelöst hatte und in den dunklen Himmel stieg.

Ich verfolgte ihn nicht einmal mit den Blicken, sondern konzentrierte mich wieder auf die Umgebung.

Die Stille war belastend für mich, doch dann war ein Knacken zu hören. Ein Schaben folgte, und einen Augenblick später rutschte eine Dachpfanne zu Boden, die dicht in meiner Nähe zerschellte.

Blitzartig sprang ich zur Seite, drehte mich und schaute gleichzeitig in die Höhe.

»Hallo… John …« Eine süßlich klingende Kinderstimme schwang mir entgegen, Lorna Löhndorf hatte sich wieder gemeldet. Es war mir egal, wie sie es geschafft hatte, das Dach zu erreichen, jedenfalls stand sie auf dem First und schaute herab.

Und sie schwenkte ihre Waffe.

Wieder sah ich dieses verdammte Messer, dessen Klinge wie ein matter Spiegel wirkte. Sie zog es durch die Luft, sie täuschte Körper vor, in die sie die Klinge hineinrammen wollte. Dabei bewegte sie sich auch selbst. Auf dem schmalen First führte sie einen Tanz auf, der mich beeindruckte. So konnte sich kaum ein Mensch bewegen, das musste jemand sein, dem übermenschliche Kräfte zur Verfügung standen.

Ich hob den rechten Arm und die Beretta mit. Ich wollte sehen, ob Lorna nur tanzte oder mich auch unter ihrer Kontrolle hielt. Sie wusste, was eine Schusswaffe war und sie hörte auf.

»Willst du schießen?«

Ich zwinkerte, weil es mir nicht passte, dass Nebelschleier an mir entlangstreiften.

»Dann schieß doch!«

Ich richtete die Mündung auf ihre Brust. So musste ich sie erwischen. Für mich war sie kein Mensch mehr, sie hätte längst völlig gealtert oder tot sein müssen, deshalb…

Da flog sie hoch.

Im ersten Moment sah sie aus wie ein Engel, der sich den eigenen Schwung gegeben hatte. Unter ihren Füßen hatte sich keine Gummiunterlage befunden, denn sie war aus eigener Kraft dermaßen in die Höhe geschnellt, und noch im Sprung warf sich Lorna nach vorn.

Sie flog auf mich zu.

Es war ein Bild, das mich erstarren ließ. Mir kam es vor, als wäre mein Zeigefinger mit dem Abzug verschmolzen. Ich wollte schießen, ich musste eigentlich schießen, doch ich konnte es nicht. Etwas hielt mich in seinen Klauen, etwas hatte mich gelähmt, und ich kam nicht vom Fleck. Urplötzlich, auf einmal, ich war nicht in der Lage, auch nur einen Schritt zu gehen.

Sie fiel.

Sie lachte.

Und plötzlich verwandelte sich Lornas Fall auf halber Höhe in einen langsamen Flug. Dabei spreizte sie die Arme, um wieder dieses engelhafte Aussehen zu bekommen.

Abdrücken – abdrücken! Nur einfach den Zeigefinger bewegen. Es ist doch so simpel. Es gibt nichts Leichteres als das. Es ist alles so

wunderbar. Ich brauchte wirklich nichts mehr zu tun, dann war diese Person tot.

Und doch konnte ich es nicht.

Lachend wie ein Clown landete die Leichen-Lady dicht vor meinen Füßen. Sie spitzte die Lippen, ihre Augen funkelten, sie breitete die Arme aus, tänzelte wieder und strahlte mich an, als hätte ich einen Hauptpreis gewonnen. »Hier bin ich, Sinclair, hier bin ich… du hast mich doch gewollt …«

Ich wollte nicht mit ihr sprechen und wollte ihr gleichzeitig widersprechen. Es war einfach verrückt. In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Das Fleisch war willig, doch der Geist war schwach. Ich kam einfach nicht mehr mit den Dingen zurecht. Vor mir lief eine Maskerade ab, die ich nicht begriff. Tragödie und Komödie zugleich, eingepackt in ein völliges Durcheinander, bestehend aus einem Netz tödlicher Magie, in dem ich gefangen war.

In der rechten Hand hielt Lorna das Messer, die linke aber streckte sie vor. Die Finger gerieten in die Nähe meines Gesichts, drangen noch weiter auf mich zu, und ich konnte sehen, dass ihre Nägel dunkel waren und spüren, dass sie lang waren wie kleine Messerspitzen, als sie unter meinem Kinn herschabten. »Hallo… John …«, sie tat, als hätte sie mich nach langer Zeit wieder gesehen. »Ich finde es gut, dass wir beieinander sind. Eigentlich bist du ein schöner Mann. Ich hätte mich sogar in dich verlieben können, John, glaub mir. Aber die Zeiten sind vorbei. Wir hätten uns woanders und nicht gerade hier treffen sollen.« Lorna legte den Kopf schief und schaute mich mit einem Blick an, den sie möglicherweise als verliebt ansah. Wenig später umflorte Trauer ihre Pupillen. Auch das Lächeln wurde trauriger. »Ich will es dir genau erklären«, sagte sie mit ebenfalls trauriger Stimme. »Wir hätten eigentlich hier zusammenkommen müssen, aber da ist jemand, der das nicht will. Er hat mir das Leben gerettet, er ist mein Ein und Alles, wenn du verstehst, was ich dir sagen will. Er hat es geschafft …«

»Was hat er geschafft?«

»Er ist hier – hinter dir. Spürst du ihn nicht?« Verdammt, sie hatte Recht. Ich spürte ihn. Es war nicht sein Körper, sondern die Kälte, die ich spürte. Plötzlich brauchte ich nicht mehr nachzudenken, auf einmal wusste ich Bescheid, wie hier alles lief. Nicht sie hatte das Kommando übernommen, sondern derjenige, dem sie absolut hörig war.

Massago!

***

Es entstand eine Pause. Weder Lorna noch ich wussten, was wir dazu sagen sollten, aber es war letztendlich die Frau, die den Bann brach. »Ja, er ist gekommen, um mich zu schützen. Wir werden dich töten

müssen, und einer kann sich dabei auf den anderen verlassen. Denk an den Fuchs, John Sinclair, den Fuchs…« Sie hob das Messer an und brachte es so nahe an mein Gesicht, dass ich mich in der matten Klinge spiegeln konnte. Ich hätte mich gern umgewandt, um zu sehen, wie Massago aussah, ich traute mich einfach nicht, denn ich wollte Lorna nicht den Rücken zuwenden. So blieb ich dann stehen.

Sie schaute mich an.

Zuerst in meine Augen.

Dann in mein Gesicht.

Ihr Blick wanderte weiter.

Erfasste den Hals, die Brust, aber sie war nicht normal, denn vor ihr hing das Kreuz.

Plötzlich sah sie es – und begriff!

Ihr Gesicht verzerrte sich so stark, als bestünde die Haut aus Gummi. Aber ich hatte begriffen. Die Furcht vor dem Kreuz musste mir einfach zugute kommen.

Nicht eine Sekunde zögerte ich, denn Lorna hatte bereits ausgeholt, um mir die Klinge unterhalb des Kreuzes in den Bauch zu rammen.

Da schrie ich die Formel. »Terra pestem teneto – salus hie maneto.«

Auf einmal stand die Welt Kopf!

***

Und das im wahrsten Sinne des Wortes. Ich hatte die Macht meines Talismans schon oft genug erleben können. Ich kannte dieses grelle, für mich wunderbare, für Dämonen aber tödliche Licht, das mein Kreuz von seinen vier Enden ausstrahlte. Ich hatte gesehen, wie Gegner buchstäblich innerhalb des Lichts verdampft wurden, aber in diesem Fall reagierten die Strahlen anders.

Das Messer befand sich bereits auf dem Weg, als es erwischt wurde. Die Klinge sah aus, als würde sie in einer hellen Klammer stecken, die von keiner Hand losgelassen wurde. Die Kraft verdoppelte sich, und Lorna verlor den Kontakt mit dem Boden.

Sie fiel.

Nach links kippte sie weg.

Und dann drehte sie sich.

Die Kraft meines Kreuzes verwandelte sie in einen lebenden Kreisel.

Irrsinnig schnell drehte sie sich um die eigene Achse, so schnell, dass ich nie wusste, wo sich ihr Kopf und wo sich ihre Beine befanden.

Aber ich hörte ihre Schreie.

Grell, nah und trotzdem weit entfernt klangen sie auf. Das Licht schien diese Person, die gar nicht mehr leben durfte, in seine helle Strahlenmühle hineinzureißen. In der Mitte funkelte es noch stärker auf, bis es zu einer Explosion kam.

Sie fand lautlos statt, aber das Funkeln hörte nicht auf, es verteilte

sich nur, als würden zahlreiche Splitter durch das Licht rasen und seinen Schein reflektieren. Splitter?

Das Messer!

Eine andere Alternative konnte es für mich nicht geben. Es musste einfach das Messer sein, das sich durch die weißmagische Kraft des Kreuzes aufgelöst hatte.

Es kam seiner »Pflicht« trotzdem noch nach.

Es vernichtete Lorna.

»Der Fuchs… der Fuchs … der Fuchs …« So schrillte ihre Stimme im grellen Wirrwarr, der plötzlich zusammenbrach und mir das zeigte, was von Lorna zurückgeblieben war. Sie hatte mit ihrem Ruf Recht behalten.

Es war der Fuchs gewesen.

Und nun sah sie aus wie er…

Ich aber schnellte herum, denn ich hatte Massago nicht vergessen.

Ich wollte ihn haben, schaute über die Gleise hinweg. Direkt an der gegenüberliegenden Seite sah ich ihn stehen.

Mein Herz klopfte schneller!

***

Massago tat nichts. Er stand einfach nur da. Seine Arme waren seitlich gestreckt, als wollte er mit beiden Händen etwas auffangen, das ich ihm zuwarf.

Das aber tat er nicht.

Er blieb bewegungslos stehen, und er sah tatsächlich aus wie vor einigen Jahren.

Eine dunkle Gestalt, ein schwarzer Engel, ein Dämon, der zusammen mit anderen versucht hatte, gottgleich zu sein. Das Kreuz aber war stärker gewesen.

Er rührte sich nicht vom Fleck, im Gegensatz zu mir. Ich wollte endlich Schluss machen.

Mit kleinen Schritten ging ich über die verrosteten Schienen hinweg. Massago tat nichts. Ich konzentrierte mich auf seine Augen und schüttelte den Kopf, weil ich den neuen Ausdruck in ihnen einfach nicht begriff. Als ich ihm die beiden ersten Male begegnet war, da hatten seine Augen gestrahlt, da war das eiskalte Feuer in ihnen gewesen, nun aber wirkten sie wie stumpfes Blei.

Das Kreuz hatte ihm seine magische Kraft entrissen. Eine Armlänge vor ihm blieb ich stehen. Er war ungefähr so groß wie ich. Es war mir ein Leichtes, an seine Maske heranzukommen, ich brauchte nur den Arm zu heben und meine Finger hinter das Leder zu bohren.

Nur die Augen waren frei, aber darunter gab es Lücken, wo ich zufassen konnte.

Das Material fühlte sich weich an, beinahe wie eine alte Haut, die

mich zudem noch an Pudding erinnerte. Ich drückte sie mit Daumen und Zeigefinger zusammen. Sie schmierte dabei, und sie stank zudem auch widerlich.

Mit einer heftigen Bewegung zerrte ich sie weg. Jetzt musste ich in sein Gesicht sehen können, in eine eklige Fratze, die sich kaum von der Dunkelheit abhob, aber ich hatte mich selten so geirrt. Da war kein Gesicht, da war gar nichts. Vielleicht ein Schatten?

Ich kniff die Augen zusammen, öffnete sie wieder und ließ die Maske noch im selben Augenblick fallen. Ein Souvenir an ihn, den dunklen Engel, der er nicht mehr war.

Hatte es denn Sinn, nach Erklärungen zu suchen? Eigentlich nicht, denn die jenseitige Welt war einfach zu vielfältig. Wer versuchte, sie zu begreifen, musste seine Logik einfach vergessen. Wer dies nicht konnte, wandelte am Abgrund der Verzweiflung.

Mir erging es nicht so, ich hatte meine Erfahrungen sammeln können, doch für ihn hatte ich auch keine Erklärung. Vielleicht doch. Er hatte sich immer als einen Engel bezeichnet und dies auch weitergegeben. Er war ein böser Engel gewesen, keine feinstoffliche Lichtgestalt wie der Erzengel. Dämonische, negative und böse Energie war in einen direkten Kontakt mit meinem Kreuz geraten.

Es hatte gewonnen.

Massago gab es nicht mehr.

Er würde nicht mehr auf die Reise gehen, um sich an unschuldige Menschen heranzumachen.

Ich drehte mich um und ging wieder zurück. Neben dem, was einmal Lorna Löhndorf gewesen war, blieb ich stehen. Ihr war das gleiche Schicksal zuteil geworden wie Giselle Smith-Prange, die auf den Teufel gesetzt und dabei verloren hatte.

Es gab keine Leichen-Lady mehr, aber leider zu viele Tote…

***

Wie ein einsamer Tramper und wie jemand, der den Zug verpasst hatte, hockte ich auf der Bahnsteigkante und schaute mit leerem Blick über die Gleise. Eigentlich hätte ich mich jetzt in den Wagen setzen und wegfahren sollen. Dazu fehlten mir jedoch die Nerven.

Bei einer Durchsuchung des Rolls hatte ich im Barfach Whisky gefunden und auch noch eine Schachtel Zigaretten. Beides hatte ich mitgenommen. Der Whisky war vom Feinsten. Er schmeckte mir, ich trank ihn. Den Grund wusste ich selbst nicht. Vielleicht war es der verdammte Stress der letzten Zeit gewesen, der mich in diese Situation getrieben hatte. Wie dem auch war, ich schaffte es tatsächlich, die Flasche bis zur Hälfte zu leeren.

Irgendwann konnte ich nicht mehr, schleuderte sie weg und fiel langsam nach hinten. Auf dem Bahnsteig schlief ich ein und wurde

erst wieder wach, als die Sonne den Vorhang der Dunkelheit bereits ein Stück zur Seite gezogen hatte.

Zwei Augen schauten mich an.

Tieraugen! Ich erschrak, und das Tier sprang hastig zurück.

Erst jetzt sah ich, dass es ein Fuchs war. Ein lebendiger Fuchs, der noch mehr erschrak, als ich laut lachte, obwohl ich einen schrecklichen Brummschädel hatte. Er konnte nicht wissen; weshalb ich lachte. Ich allerdings, denn ich freute mich diebisch darüber, dass es noch lebende Füchse gab. Das gab mir die Hoffnung zurück, die ich in der letzten Nacht schon beinahe verloren hatte…

ENDE